



BAUSTELLE SCHWEIZ

NEUE HOFFNUNG Kann Querschnittgelähmten bald geholfen werden?
JUNG UND EHRGEIZIG Warum Nachwuchsforscher nach Zürich kommen
BESSER SCHEITERN Schweizer Literaten haben ein Herz für Verlierer

Business Sprachtraining im Ausland.

PROSPEKTE / INFORMATIONEN: ZUG 041 710 38 88 | ZÜRICH 01 211 12 32
BERN 031 318 44 04 | LUZERN 041 220 11 11 | ST. GALLEN 071 223 81 00



WWW.BUSINESSKURSE.CH

DIE SCHWEIZ IM UMBAU

Die Schweiz ist eine grosse Baustelle. Überall wird gearbeitet – umgebaut, ausgebaut, renoviert und abgebrochen. Das unimagazin hat Experten zur Baustellenbesichtigung eingeladen – was ist noch zu tun, wo gibt es Fehler und Mängel, was muss geändert werden und was gilt es zu erhalten? In sechs Interviews analysieren Forscherinnen und Forscher der Universität Zürich den gegenwärtigen Zustand der Nation und entwerfen Szenarien für die Zukunft. Die Einschätzung der Geografen, Ökonomen, Bildungsexperten, Soziologen und Historiker fügen sich zu einem kaleidoskopischen Gesamtbild der aktuellen und künftigen Herausforderungen, denen sich die Schweiz stellen muss.

Weiter in diesem unimagazin: Neue Hoffnung für Querschnittgelähmte: Ein Team um den Zürcher Hirnforscher Martin Schwab testet nach erfolgreichen Tierversuchen eine Therapie für Menschen mit Rückenmarksverletzungen. – Von der Natur lernen: Am Artificial Intelligence-Lab der Universität Zürich werden modulare Roboter gebaut, die auf zellbiologischen Prinzipien basieren. – Jung und hoffnungsvoll: Die Universität Zürich zieht Nachwuchsforscherinnen und -forscher aus der ganzen Welt an. Weshalb sie herkommen und was ihnen hier gefällt, zeigt unsere Reportage. – Flair für Verlierer: Die Schweizer Literatur huldigt den Erfolglosen, diagnostiziert David Werner in seinem Essay.

Das unimagazin hat in den letzten zwei Jahren grosse Anstrengungen unternommen, um die Eigenfinanzierung zu verbessern und damit das Budget der Universität zu entlasten. Dank des attraktiven Auftritts spricht unser Heft nicht nur die Leserinnen und Leser an, sondern auch immer mehr Inserenten. Trotzdem sind wir auf freiwillige Abonnementsbeiträge angewiesen, um Ihnen weiterhin ein qualitativ hoch stehendes Lesevergnügen bieten zu können. Wir erlauben uns, diesem Heft einen Einzahlungsschein beizulegen und hoffen auf Ihre Unterstützung. Viel Spass bei der Lektüre der aktuellen Ausgabe. *Ihre unimagazin-Redaktion*



22 BLICK IN DIE ZUKUNFT In Zürich-Nord wird die Schweiz von morgen gebaut. Vor dieser Kulisse hat der Fotograf Jos Schmid die Gesprächspartner porträtiert, die im Dossier die Lage der Nation analysieren.

23 ALPEN ADE Städtische Agglomerationen werden zu den Problemzonen der Schweiz, sagen die Geografen Michael Hermann und Heiri Leuthold.

26 HEILIGE KUH Die Bedeutung der schweizerischen Neutralität sei zu überdenken, meint der Historiker Carlo Moos.

29 WORLD PLAYER Die Schweiz braucht eine nationale Innovationspolitik, um weltweit konkurrenzfähig zu bleiben, verlangt der Ökonom Beat Hotz-Hart.

33 ARBEITSLOSE JUGEND Eine zeitgemässe Ausbildung würde die Chancen der Jugendlichen verbessern, sagt die Soziologin Marlis Buchmann.

36 UNTER DRUCK Die Schweizer Hochschulen müssen sich dem globalen Wettbewerb stellen, ist der Pädagoge Jürgen Oelkers überzeugt.

39 NEUER PATRIOTISMUS Die Schweiz muss wieder an sich selbst glauben, will sie ihre Probleme lösen, diagnostiziert der Soziologe Kurt Imhof.



**CREDIT
SUISSE**

Eine Karriere braucht eine Vision. Und die Wahl des richtigen Partners.

Wir setzen auf Nachwuchstalente, die anspruchsvolle Aufgaben mit viel Enthusiasmus und Engagement angehen und ihre Karriere durch ein hohes Mass an Selbstverantwortung vorantreiben möchten. Mit einem überdurchschnittlichen Studienabschluss, Ihrer überzeugenden Persönlichkeit und ausgeprägten sozialen Kompetenzen bringen Sie die besten Voraussetzungen für Ihre Karriere bei uns mit. Attraktive Career Start Opportunities bei der Credit Suisse, der Credit Suisse First Boston und der Credit Suisse Asset Management erwarten Sie. Sind wir Partner?

www.credit-suisse.com/careerstart

IMPRESSUM

HERAUSGEBERIN

Universitätsleitung der Universität Zürich
durch unicom Media

LEITUNG

Dr. Heini Ringger, heini.ringger@unicom.unizh.ch

VERANTWORTLICHE REDAKTION

Thomas Gull, thomas.gull@unicom.unizh.ch
Roger Nickl, roger.nickl@unicom.unizh.ch

AUTORINNEN UND AUTOREN DIESER AUSGABE

Markus Binder, markus.binder@swissonline.ch |
Marita Fuchs, marita.fuchs@unicom.unizh.ch |
Lukas Egli, lukasegli@bluewin.ch | Michael T. Ganz,
michael.t.ganz@gmx.net | Ruth Jahn, ruth.jahn@
gmx.ch | Paula Lanfranchi, lanfranchi@dpla
net.ch | Isabel Morf, isabelmorf@bluewin.ch | Sa-
scha Renner, sascha.renner@unicom.unizh.ch |
Simona Ryser, simona.ryser@bluewin.ch | Antoinette
Schwab, a.schwab@datacomm.ch | Felix Strau-
mann, felix.straumann@gmx.ch | Pierre Thomé
(Illustration), p.thome@netsurfer.ch | Klaus Was-
sermann, k.wassermann@bluewin.ch | David Wer-
ner, david.werner@unicom.unizh.ch | Dr. Felix
Würsten, felix.wursten@freesurf.ch

FOTOGRAFINNEN UND FOTOGRAFEN

Marc Latzel, zahad@vtx.ch | Ursula Meisser, info@
umeisser.ch | Meinrad Schade, meinrad.schade@
gmx.ch | Jos Schmid, jos@josschmid.com

GESTALTUNG/DTP

HinderSchlatterFeuz, Zürich
mail@hinderschlatterfeuz.ch

DRUCK UND LITHOS

NZZ Fretz AG, Schlieren

ADRESSE

unicommunication
Schönberggasse 15a
8001 Zürich
Tel. 044 654 44 30
Fax 044 654 45 55
unimagazin@unicom.unizh.ch

INSERATE

Kretz AG
General-Wille-Strasse 147
8706 Feldmeilen
Tel. 01 925 50 60
Fax 01 925 50 77
annoncen@kretzag.ch

AUFLAGE

22000 Exemplare. Erscheint viermal jährlich

ABONNENTEN

Das unimagazin kann abonniert werden
unter unicom@unicom.unizh.ch

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Artikeln
mit Genehmigung der Redaktion.

FORSCHUNG



EVOLUTION DER ROBOTER

Wie Forscher von der Natur lernen

8 NACHWACHSENDE NERVEN

Neue Hoffnung für Querschnittgelähmte?

14 UMSTRITTENER FLUGLÄRM

Flughafen als Knacknuss für Juristen

16 LANZE FÜR DEN FRIEDEN

Theorie des gerechten Krieges wird revidiert

18 KRISTALLE ZÜCHTEN

Vier Jahre NCCR Strukturbiologie

RUBRIKEN



REPORTAGE

Hoffnungsvoll: Junge Forschende in Zürich

6 LEUTE

7 STANDPUNKT

48 ESSAY

David Werner – Erfolgsmuffel in Hochform

50 PORTRÄT

Elvira Glaser im Gewächshaus der Sprache

52 INTERVIEW

Andreas Kaplony über den Wandel im Orient

56 BÜCHER

58 SCHLUSSPUNKT

REVOLUTIONÄR Ihm ein Lächeln zu entlocken, fällt nicht schwer: Zieht man die Maus über das Foto auf seiner Homepage, verwandelt sich die eben noch ernste Miene von Joachim Scharloth in ein verschmitztes Grinsen. Erfrischend unverkrampft ist nicht nur sein Verhältnis zu sich selbst, sondern auch zu den Fachkollegen: Werkeln andere im stillen Kämmerchen vor sich hin, klinkt sich der 35-Jährige in Diskurse ein, organisiert Tagungen und hält Vorträge. Kommunikation ist für den Assistenten am Deutschen Seminar der Universität Zürich aber mehr als nur Mittel zum Zweck; Sprache ist die Ader gesellschaftlicher Ver-



Joachim Scharloth

kehrformen, und ihr den Puls zu fühlen sein wissenschaftliches Projekt. Insbesondere das Schweizerhochdeutsche hat es ihm angetan. Als der Deutsche nämlich im Sommersemester 2002 erstmals in Zürich lehrte, stellte er rasch fest, wie stark sich schweizerischer und deutscher Sprachgebrauch unterscheiden: «Wird das Ins-Wort-Fallen in Deutschland als Zeichen von Interesse gewertet, gilt es hier als rüpelhaft.» Seine wissenschaftliche Neugier jedenfalls war geweckt. In einer Studie fragte er insbesondere nach den Gründen für das sprachliche Inferioritätsbewusstsein, das viele Schweizer gegenüber Deutschen an den Tag legten. «Ein äusserst sensibler Bereich», wie er konstatiert. Ein feines Gespür für brisante Themen beweist der Linguist auch mit seinem Habilitationsprojekt: Kommunikationsformen von Protestbewegungen, im Speziellen jene der 68er-Bewegung. Darin zeigt er, dass Kiffen, sexuelle Revolution und Seifenblasen einiges mehr mit Wissenschaft zu tun haben, als es auf den ersten Blick scheinen mag. *Sascha Renner*

MULTIMEDIAL Hier war früher ein Labor. Laboratmosphäre spürt man auch jetzt noch in Karin Niffelers Büro am Zoologischen Institut. Die 32-Jährige ist Multimediaproduzentin und Mitverantwortliche für die E-Learning-Umgebungen des Grundstudiums Biologie und Biologie für Veterinärmediziner. Auf den ersten Blick wirkt die junge Frau zurückhaltend. Doch dann startet sie ihre Computer auf. Zeigt, wie sie Studierende und Dozierende mit attraktiven Tools und dynamischen Modulen zum E-Learning verführen möchte – und dann blitzt das Feu sacré auf in ihren Augen. Dass Karin Niffeler auch Künstlerin ist, verrät nur der



Karin Niffeler

Katalog der documenta 11, der wie zufällig auf einem der Bücherregale liegt. Schon als Kind gab es für sie nichts Schöneres, als den ganzen Tag zu zeichnen und zu malen. Dieses «Paradies», so ihre Vorstellung, könnte sie sich am ehesten mit einer Ausbildung an der Luzerner Hochschule für Gestaltung und Kunst erhalten. Zuerst faszinierte sie die Bildhauerei stark. Doch dann wurde ihr der Stein zu statisch, die Neuen Medien mit ihrer Ortlosigkeit hatten mehr zu bieten. So wurde Karin Niffeler Multimediaproduzentin. Kunst betreibt sie nebenher, sie hat schon verschiedene Gestaltungswettbewerbe gewonnen. Besonders gefreut hat sie, dass sie 2004 den Hauptplatz ihrer Heimatgemeinde Horw neu gestalten konnte. Karin Niffeler sieht durchaus Parallelen zwischen dem Medium Stein und dem Internet, ihrem aktuellen Arbeitsfeld: «Beides sind Speichermedien. Der Stein ist rückwärtsgewandt, das Web in die Zukunft gerichtet.» In beiden bewegt sich Karin Niffeler so selbstverständlich wie ein Fisch im Wasser. *Paula Lanfranconi*

VOM VERGESSEN Die Bürotür von Isabelle Mansuy steht offen. Der Hirnforscherin ist wichtig, dass ihre vierzehn Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, (aus zwölf Nationen) jederzeit mit Fragen zu ihr kommen können. Aus diesem Grund hat sie sich für einen Raum inmitten des langen Flurs entschieden. Rechts und links liegen die Laboratorien, in denen schwerpunktmässig Gedächtnisleistungen (Molecular Behavior) untersucht werden. Seit Februar 2005 hat Isabelle Mansuy eine Doppelprofessur für Molekulare und Kognitive Neurowissenschaften an der Universität Zürich und ETH Zürich inne. Sie erforscht unter an-



Isabelle Mansuy

derem Proteine, die Einfluss auf das Lernverhalten und das Vergessen haben. In Versuchen mit Mäusen konnte sie nachweisen, dass das Fehlen eines bestimmten Eiweisses zu besseren Lernergebnissen führte. Die Komplexität des Gehirns fasziniert die Französin. Deshalb möchte sie die Funktionsweise unseres Denkkorgans verstehen, es aber nicht zum Beispiel mit einer Gedächtnispille für den Menschen optimieren. «Wir müssen auch vergessen können, das ist eine natürliche Funktion», sagt sie. Sie selbst wendet altbewährte Mittel gegen die Vergesslichkeit an: Wichtiges von Unwichtigem unterscheiden, eine Agenda führen. Das Auswendiglernen von Gedichten sei ein gutes Gedächtnistraining, das heute in den Schulen immer weniger gepflegt werde, bedauert die Mutter einer zehnjährigen Tochter. Wenn Isabelle Mansuy zu Hause ist, wird sie von ihrer Tochter manchmal gerügt, weil sie zwar da sei und dennoch abwesend wirke. Ihre Arbeit kann Isabelle Mansuy eben doch nicht so leicht vergessen. *Marita Fuchs*

FORSCHUNG UND KOMMERZ

Was haben die Professoren Aguzzi, Basler, Hafen, Nitsch, Plückthun und Schwab gemeinsam? Sie (und mit ihnen viele andere) sind nicht nur herausragende Forscher der Universität Zürich, sondern bemühen sich auch aktiv um die wirtschaftliche Umsetzung ihrer Forschungsergebnisse. Kontakte und Zusammenarbeit mit der Privatwirtschaft wurden noch vor wenigen Jahren im Stillen gepflegt und in

das Einwerben zusätzlicher Drittmittel. Je nach Wirtschaftspartner fliesst im Rahmen einer solchen Zusammenarbeit auch Know-how an die Universität, und es ergeben sich Karriere-möglichkeiten für Nachwuchskräfte.

Und was sind die Risiken? Universität und Firmen haben sehr unterschiedliche Interessen und Zielsetzungen, die für eine erfolgreiche Zusammenarbeit unter einen Hut gebracht werden müssen. Durch entsprechende Projektplanung und klare vertragliche Abmachungen muss die für eine erfolgreiche akademische Arbeit notwendige Freiheit der Universität auch bei der Zusammenarbeit mit privatwirtschaftlichen Partnern gewahrt bleiben. Mussten sich die Forschenden früher selber um all diese Belange kümmern, so steht ihnen heute professionelle und unbürokratische Unterstützung zur Verfügung, je nach Fakultät über die Transferstelle Unitectra oder den Rechtsdienst.

Will die Universität von den Wirtschaftspartnern als glaubwürdiger Partner akzeptiert werden, so muss sie sich um den Schutz ihres geistigen Eigentums kümmern. Die Universität hält dabei Patente nicht als Selbstzweck, sondern allein um ihrem Auftrag gerecht zu werden, erfolgversprechende Forschungsergebnisse der Gesellschaft zugute kommen zu lassen. Nicht patentierte Ergebnisse sind für die Gesellschaft oft verloren, da ohne Investitionsschutz keine Firma bereit ist, für viel Geld ein Produkt zu entwickeln.

Die Bewahrung der akademischen Freiheit und Kultur ist das oberste Ziel der Universität bei der Interaktion mit der Privatwirtschaft. Werden die notwendigen Spielregeln eingehalten, so zeigt die Erfahrung, dass der Technologietransfer für die Forschenden eine optimale Ergänzung darstellt. Gleichzeitig erbringt die Universität damit einen massgeblichen volkswirtschaftlichen und gesellschaftlichen Nutzen.

Dr. Herbert Reutimann ist Geschäftsführer von Unitectra, der Technologietransferstelle der Universitäten Zürich und Bern. www.unitectra.ch



«Für die Universität sind Patente kein Selbstzweck, sondern dienen dazu, der Gesellschaft erfolgversprechende Forschungsergebnisse zugute kommen zu lassen.»

akademischen Kreisen oft eher skeptisch bis ablehnend beurteilt. Heute sind sie an der Universität Zürich nicht nur geduldet, sondern ausdrücklich erwünscht, auch von der Universitätsleitung. Technologietransfer ist auf bestem Weg, sich neben den Kernaufgaben in Lehre und Forschung als wichtige Aufgabe der Universität zu etablieren.

Was aber bedeutet dies für die Qualität der Forschung? Die erwähnten Forscher sind Beweis dafür, dass sich hochklassige akademische Forschung sehr gut mit kommerzieller Umsetzung vereinbaren lässt, wenn entsprechende Spielregeln beachtet werden. Technologietransfer ist dabei nicht nur ein Instrument für

PREISGEKRÖNT «Es traf uns ein bisschen wie der sprichwörtliche Blitz aus heiterem Himmel», sagt Marietta Meier, Historikerin an der Universität Zürich. Gemeinsam mit ihren Kolleginnen Gisela Hürlimann und Brigitta Bernet hatte sie im Auftrag des Kantons Zürich Zwangsmassnahmen in der Zürcher Psychiatrie in den Jahren zwischen 1870 und 1970 untersucht. Der Blitz, das war der Förderpreis der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik, mit dem die Arbeit der drei Forscherinnen im Herbst 2004 ausgezeichnet wurde. «Vor allem auf politischer Ebene gab es viele Diskussionen



Brigitta Bernet, Gisela Hürlimann, Marietta Meier

rund um unsere Arbeit. Die Anerkennung unserer Forschung, die mit dem Preis verbunden ist, freut uns deshalb besonders», meinen die drei Frauen einhellig. Bei der Auswahl ihrer Mitarbeiterinnen bewies Marietta Meier eine glückliche Hand. So hatte sich Gisela Hürlimann in ihrem Lizentiat bereits mit dem Thema Zwang in der Fürsorgepolitik befasst. Brigitta Bernet beschäftigte sich schon während ihres Studiums mit den Themen Gewalt und Zwang und konnte mit ihrem Beitrag zum Psychiatrieprojekt ihr Lizentiat ablegen. Ende 2002 war die Arbeit abgeschlossen. Meier und Bernet führen seither ihre Forschung zur Geschichte der Psychiatrie im Rahmen eines nationalen Forschungsprojekts fort. Daneben arbeitet Marietta Meier an ihrer Habilitation zur Geschichte der Psychochirurgie. Brigitta Bernet widmet sich heute ihrem Doktorat zur Geschichte der Schizophreniediagnose, und Gisela Hürlimann arbeitet in Bern an einer Dissertation zur Geschichte der Schweizerischen Bundesbahnen. *Klaus Wassermann*

NEUE HOFFNUNG FÜR QUERSCHNITTGELÄHMTE?

Können Verletzungen des Rückenmarks bald teilweise geheilt werden? Der Zürcher Hirnforscher Martin Schwab testet seine in Tierversuchen erfolgreiche Behandlung an querschnittgelähmten Menschen. Von Ruth Jahn

Es ist nur den wenigsten Grundlagenforschern vergönnt, dass eine erste zündende Idee und die darauf basierende Forschungsarbeit bereits zu Lebzeiten greifbare Früchte trägt. Martin Schwab ist ein solcher Grundlagenforscher. Der Direktor des Hirnforschungsinstituts der Universität Zürich hat dieses Ziel erreicht: Vor bald 20 Jahren krepelte Schwab die Lehrmeinung zur Regenerationsfähigkeit des Zentralnervensystems um. Und nun will er Querschnittgelähmten mit einer neuartigen Therapie aus dem Rollstuhl helfen.

Forschung als L'art pour l'art, das hat sich Schwab noch nie vorstellen können: «Ich wollte immer schon solide Grundlagenforschung machen, wichtige Erkenntnisse liefern und mithelfen, Krankheiten besser zu verstehen», sagt er. Dass er einen ganz konkreten Ansatzpunkt für eine Therapie entdeckte und mit diesem vielleicht bald Menschen mit einer einschneidenden Behinderung helfen könne, sei schon aussergewöhnlich und freue ihn sehr, sagt Schwab.

WACHSTUMSBREMSE FÜR NERVEN

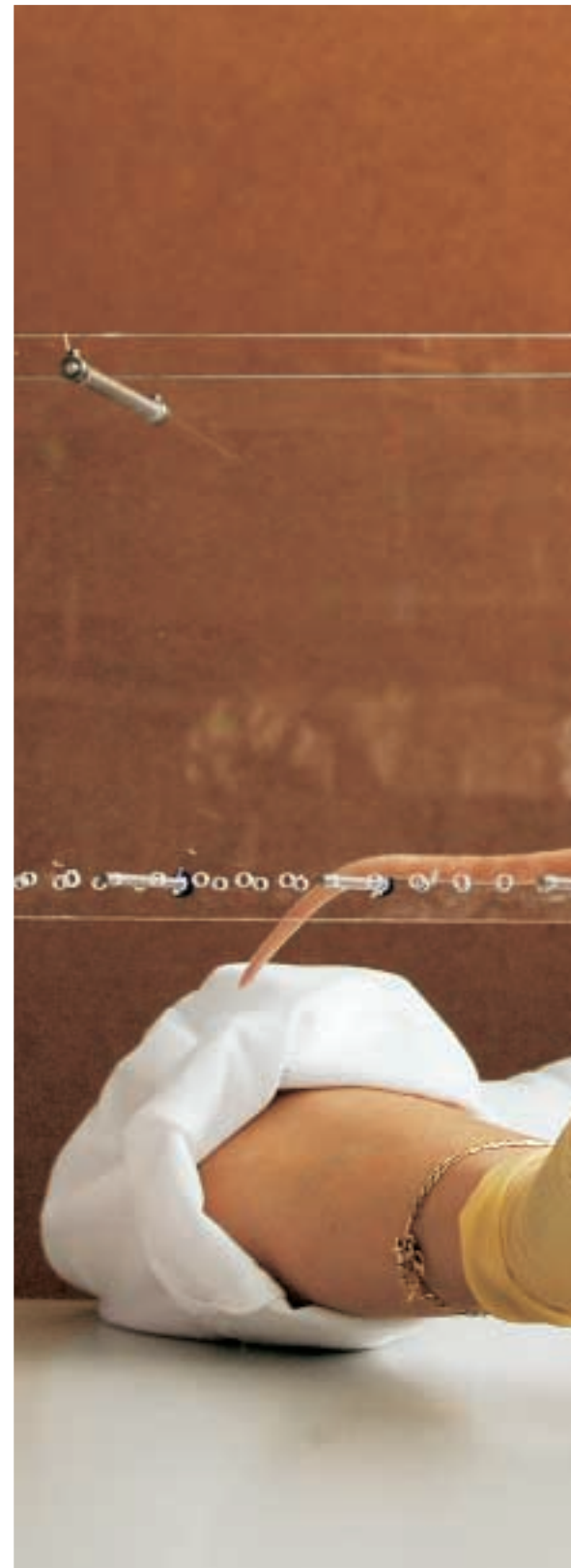
Noch als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Psychiatrie in München fand Martin Schwab 1985 die bahnbrechende Erklärung dafür, weshalb Nervenfasern im Zentralnervensystem (also im Rückenmark und im Gehirn) nach einer schweren Verletzung nicht mehr zusammenwachsen, während periphere Nerven (etwa in Fingern oder Beinen) nach einer Durchtrennung meist gut regenerieren. «Die Frage, die uns beschäftigte war also: Worin unterscheidet sich das zentrale vom peripheren Nervensystem?», so der Hirnforscher. Er postulierte eine Wachstumsbremse im Zentralnervensystem. «Diese Hypothese hatte

uns zunächst allerdings niemand geglaubt», erinnert sich Schwab.

Damals, Mitte der 80er-Jahre blickte alle Welt gerade auf eine andere vielversprechende Substanzklasse: so genannte neurotrophe Faktoren, die das Wachstum von Nervenzellen stimulieren. Deren Existenz im peripheren Nervensystem war nachgewiesen, und man vermutete, im Rückenmark und im Gehirn mangle es an eben diesen Stoffen. Mit neurotrophen Faktoren beschäftigten sich auch Schwabs damalige Münchner Kolleginnen und Kollegen um den Schweizer Professor Hans Thönen. Martin Schwab nahm zunächst verschiedene neurotrophe Substanzen genauer unter die Lupe und fand heraus: Erstens kommen diese auch im zentralen Nervensystem vor. Und zweitens regenerieren durchtrennte Rückenmarksnerven selbst bei Zugabe von neurotrophen Faktoren nicht.

EIN ERSTER HOFFNUNGSSCHIMMER

1985 setzte Martin Schwab seine neu in Zürich übernommene Arbeitsgruppe für Neuromorphologie deshalb auf die «Wachstumsbremse» an. Drei Jahre später wussten die Forscherinnen und Forscher, dass ihre Hypothese stimmt. Sie entdeckten ein Eiweiss, das nur im Zentralnervensystem vorkommt und dort als Stoppsignal die Nervenregeneration verhindert. Martin Schwab taufte das Molekül Nogo («geht nicht»). Es sitzt in der Hüllschicht, die die Nervenfasern im Rückenmark umgibt. Und: Schwabs Arbeitsgruppe stellte einen spezifischen Antikörper her, der die Bremswirkung von Nogo ausser Kraft setzt und die Nerven nach einer Verletzung wieder auswachsen lässt. «Das war ein erster Hoffnungsschimmer, ein guter Anhaltspunkt für eine Therapie», erinnert sich Schwab. Der For-



Wieder mobil: Rückenmarkverletzte Ratten machen



nach einer Behandlung mit Nogo-Antikörpern Fortschritte beim Gehen. Nun sind Therapieversuche mit querschnittgelähmten Menschen geplant.

scher brachte ein Dogma ins Wanken. Es besagt, dass Menschen nach einer Querschnittlähmung oder einer schweren Hirnverletzung keinerlei Aussicht auf Heilung haben. Biologische und medizinische Lehrbücher wurden umgeschrieben, und Nogo machte Karriere: Neben Schwabs mehr als 20-köpfiger Arbeitsgruppe beschäftigen sich heute weltweit ungefähr ein Dutzend Konkurrenzgruppen mit dem Eiweiss, dass die Regeneration der Nerven in Rückenmark und Gehirn behindert.

THERAPIE FÜR QUERSCHNITTGELÄHMTE?

Wenn Nogo ausgeschaltet wird, wachsen die Nerven wieder. Die Forscher am Zürcher Hirnforschungsinstitut beobachteten diese nachwachsenden Nerven zunächst in Zellkulturen unter dem Mikroskop. Später konnten sie die Selbstheilung der Nerven auch in Tierexperimenten demonstrieren, in solchen mit Mäusen, Ratten und seit 1998 in Zusammenarbeit mit Forschern der Universität Fribourg auch im Experiment an teilweise gelähmten Rhesusaffen. Dabei fügten die Forscher den Tieren eine Verletzung im Rückenmark zu und behandelten sie über einige Wochen lokal mit dem Nogo-Antikörper. Anschliessende Verhaltenstests brachten eine erstaunliche Nervenheilung an den Tag: Die behandelten Ratten und Mäuse machten deutliche Fortschritte beim Gehen, Greifen und Laufen, die Affen klaubten wieder Kügelchen aus einer Schublade. In Gewebeschnitten machten die Forscher entsprechend nachgewachsene Nervenfasern und neu gebildete Nervenschaltkreise aus. Und das nach nur zwei bis vier Wochen Therapie.

Nun stehen Therapieversuche mit querschnittgelähmten Menschen kurz bevor. Sie werden zeigen, ob sich mit der Antikörper-Behandlung durchtrennte Rückenmarksnerven auch bei Paraplegikern wieder regenerieren können. «Bei gewissen relativ autonomen Rückenmarkschaltkreisen reicht bereits die Regeneration von zehn Prozent der ursprünglich vorhandenen Nervenfasern, damit sich Funktionen wie Atmen, Schwimmen, Laufen, Greifen oder ähnliches wieder erholen», erläutert Martin Schwab. Der Forscher hofft, dass Gelähmte nach der Nogo-Antikörper-Therapie zum Beispiel mit Hilfe von Krücken wieder selbständig



Wird die Wachstumsbremse Nogo ausgeschaltet, wachsen verletzte Nerven zielgenau zusammen.

stehen oder entlang einer Wand vom Bett in die Küche gehen könnten. Und sie könnten auch eine gewisse Sensibilität in den gelähmten Gliedmassen wiedererlangen. Eventuell könnten sie auch ihre Blase wieder kontrollieren. Und auch die Sexualfunktionen könnten zurückkehren. Für Paraplegiker hiesse das: mehr Lebensqualität und auch weniger Komplikationen wie zum Beispiel Blasenentzündungen. «Eine komplette Heilung aber wird es vermutlich nie geben», betont Martin Schwab.

Allein in der Schweiz leben etwa 2500 Menschen mit einer Rückenmarksverletzung, die sie ihr Leben lang an den Rollstuhl oder gar an das Atemgerät fesselt. Zwischen 160 und 180 Menschen kommen Jahr für Jahr dazu, drei Viertel von ihnen sind jünger als 35 Jahre. Auto- und Motorradunfälle, Sportunfälle und Stürze sind die häufigsten Ursachen einer Querschnittslähmung. Die Forscher planen, in der Schweiz und in verschiedenen europäischen Kliniken 50 bis 100 Patienten mit den Nogo-Antikörpern zu behandeln, allen voran Menschen mit schweren Rückenmarksverletzungen mit teilweiser Durchtrennung des Rückenmarks, die etwa zu einer Lähmung der unteren Extremitäten und verschiedener innerer Organe führen. Silvano Beltrametti zum Beispiel, der ehemalige Schweizer Skirennfahrer, der 2001 bei einem Rennen verunglückte und eine Rückenmarksverletzung auf Höhe der Brustwirbel erlitt, wäre jedoch kein idealer Proband für den Versuch. Denn die Forscher nehmen zunächst nur Frischverletzte in die Studie auf. Tierversuche deuten darauf hin, dass die Nogo-Antikörper-Therapie möglichst früh erfolgen sollte, bevor das Gewebe vernarbt. «Wir werden aber in naher Zukunft darüber nachdenken, Therapien für chronisch Gelähmte zu entwickeln», versichert Schwab.

ZUSAMMENARBEIT MIT NOVARTIS

Eine kleine Pumpe im Flüssigkeitsraum um das Rückenmark herum soll die Nogo-Antikörper während einiger Wochen in die verletzte Region pumpen. Die für die Therapie beim Menschen nötigen Antikörper gegen die Wachstumsbremse Nogo hat Martin Schwabs Arbeitsgruppe während der letzten drei Jahre gemeinsam mit Forscherinnen und Forschern

des Industriepartners Novartis entwickelt. Das Patent der Therapie besitzt die Universität Zürich, der Pharmakonzern hat sich die Lizenz zu ihrer Vermarktung gesichert.

In medizinischen Fragen und bei der Vorbereitung der klinischen Tests arbeiten die Forscher auch eng mit Medizinerinnen des Paraplegikerzentrums der Universitätsklinik Balgrist und verschiedenen europäischen Kliniken zusammen. Derzeit sind die Mitglieder des Kliniknetzwerks daran, verschiedene medizinische Untersuchungsmethoden zu standardisieren und «outcome»-Untersuchungen auf die Beine zu stellen. So können die Forscher die erhofften Therapieeffekte des Nogo-Antikörpers dokumentieren und auch überprüfen, ob sie im Vergleich zum spontanen Verletzungsverlauf halten, was sie versprechen.

KEINE FALSCH VERKNÜPFTEN NERVENZELLEN

Bevor der Nogo-Antikörper bei Menschen angewendet werden darf, müssen die Forscher allerdings sicherstellen, dass keine unvorhersehbaren Nebenwirkungen auftreten. Wie verträglich der Wirkstoff ist, wird derzeit in letzten toxikologischen Tests mit Tieren untersucht. Doch bisher gibt es punkto Nebenwirkungen gemäss Martin Schwab nur gute Nachrichten. Zwar kommen Antikörper im Zentralnervensystem eigentlich nicht vor, Nogo-Antikörper scheinen dort aber keine schädliche Autoimmunreaktion auszulösen: Die Befürchtung, dass die Antikörper neben Nogo auch andere körpereigene Eiweisse vor Ort ausser Kraft setzen könnten, hat sich im Tierexperiment bislang nicht bewahrheitet.

Auch gibt es bisher keine Hinweise darauf, dass falsche Verknüpfungen zwischen Nervenzellen auftreten. Bremsen die Forscher mit Nogo-Antikörpern die Wachstumsbremse Nogo aus, wachsen verletzte Nerven zielgerichtet und verknüpfen sich mit den richtigen Partnern. «Das ist für mich das erstaunlichste Resultat unserer 20-jährigen Forschung überhaupt: Es treten keine Fehlverschaltungen auf!», unterstreicht Schwab. Wenn Nervenfasern, die etwa das Biegen des Beines bewirken, mit einem Nervstück am Beinstreckermuskel fusionieren würden, ginge gar nichts mehr und der Fehler könnte gar zu Schmerzen oder Spastik führen.

Die Nervenzellen, die Beuger und Strecker versorgen, liegen im Lendenmark direkt nebeneinander.

Auch Muskeltraining beeinflusst das zielgerichtete Wachsen der Nerven positiv. «Jede medikamentöse Behandlung von Querschnittslähmungen muss deshalb unbedingt von einer intensiven Physiotherapie begleitet sein», sagt Martin Schwab. Zum Beispiel beim Reha-Training am speziell für Paraplegiker entwickelten Laufband an der Universitätsklinik Balgrist. Als zukünftige Therapie könnte sich ohnehin eine kombinierte Behandlung, mit Nogo-Antikörpern und einem anderen Behandlungsansatz bewähren, glauben manche Wissenschaftler.

Den Hirnforscher Martin Schwab wird man jedenfalls auch zukünftig weiter im Labor am Institut für Hirnforschung antreffen. Dort tüftelt er mit seinem Team weiter an den biologischen Grundlagen der Nervenregeneration. Martin Schwab und seine Gruppe beschäftigen sich zurzeit mit dem Wirkungsmechanismus von Nogo und weiteren Wachstumsbremsen im Zentralnervensystem. Sie interessieren sich aber auch für die molekularen Grundlagen des (relativ begrenzten) spontanen Heilungsprozesses im Rückenmark und im Gehirn. Und schliesslich untersuchen die Wissenschaftler, ob auch neurodegenerative Erkrankungen oder Hirnverletzungen von der Nogo-Antikörper-Therapie profitieren könnten. Erste Versuche an Ratten deuten nämlich darauf hin, dass die Nogo-Antikörper auch helfen könnten, die Plastizität im Gehirn zu verbessern. Somit könnten sich noch intakte Hirnzellen neu organisieren und für die geschädigten Zellen einspringen.

KONTAKT Prof. Martin E. Schwab, Direktor Institut für Hirnforschung, Universität Zürich, sowie Departement für Biologie, ETH Zürich, schwab@hifo.unizh.ch

FINANZIERUNG Schweizerischer Nationalfonds (NCCR Neuro), Novartis Basel, verschiedene Stiftungen

ZUSAMMENARBEIT Prof. Volker Dietz, Paraplegikerzentrum Universitätsklinik Balgrist, PD Dr. Armin Curt, Paraplegikerzentrum Universitätsklinik Balgrist, Functional Genomics Center Zurich, Novartis Institutes for Biomedical Research (NIBR), Prof. Eric Rouiller, Universität Fribourg

DIE EVOLUTION DER ROBOTER

Von Nesseltierchen und Plattwürmern können Forscher viel lernen: Am Artificial-Intelligence-Lab der Universität Zürich werden modulare Roboter gebaut, die auf zellbiologischen Prinzipien basieren. Von Felix Würsten

Es ist eine merkwürdige Simulation, die auf dem Computerbildschirm zu sehen ist. Aus einer kleinen blauen Zelle wachsen immer neue Zellen; nach und nach entwickelt sich der anfänglich unstrukturierte Haufen zu einem Gebilde, das die Form eines Baseballschlägers hat. Mit einem simplen Tastendruck schneidet Martin Eggenberger Hotz den Kopf des Schlägers ab. Sogleich wachsen aus dem Rumpf wieder neue Zellen zu einem Schlägerkopf heran. Die Animation eines ständig nachwachsenden Gebildes ist mehr als eine blosse Spielerei. Was Eggenberger hier vorführt, basiert auf einem Konzept, das die Entwicklung von intelligenten Robotern grundlegend verändern soll. Der Wissenschaftler am Labor für künstliche Intelligenz der Universität Zürich hat sich zusammen mit Kollegen des dänischen Maersk Instituts und der Universität Edinburgh sowie Forschern der Firma LEGO in den letzten drei Jahren intensiv mit artifiziellen Gebilden auseinander gesetzt, die auf zellbiologischen Mechanismen basieren.

Dass Eggenberger just die Simulation dieses künstlichen Organismus vorführt, ist durchaus passend. Schliesslich entstand sie im Rahmen des EU-Projekts «Hydra». Der Name erinnert nicht nur an das gleichnamige Ungeheuer in der griechischen Mythologie, dem beim Verlust eines Kopfs sofort drei neue Köpfe nachwachsen, sondern auch an die einfachen Nesseltierchen, welche sich vollständig zu regenerieren vermögen, wenn man sie auseinander schneidet. Auch Plattwürmern, so ergänzt Eggenberger, wächst binnen einer Woche ein neuer Kopf nach, wenn man sie mit dem Messer durchtrennt.

LERNFÄHIGE ROBOTER BAUEN

«Unser Ziel ist es, «modulare Roboter» zu bauen», erklärt Eggenberger, der ursprünglich Medizin studiert hat. «Dabei kopieren wir die Prinzipien

der Zellbiologie. Wir beobachten in der Natur, was es konkret braucht, damit aus einem Haufen Zellen ein funktionsfähiger Organismus entsteht.» Mit ihrem Vorhaben verfolgen die Forscher ein ambitioniertes Ziel. Sie wollen nicht nur Roboter bauen, die flexibel und lernfähig sind, sondern eben auch wie richtige Lebewesen aus einzelnen Zellen aufgebaut sind. Damit hoffen sie, die bisherigen Grenzen der Robotik zu überwinden. Das grundsätzliche Problem bei diesem Ansatz: In den biologischen Zellen spielen sich zahlreiche Prozesse ab, und die Interaktion zwischen den Zellen ist sehr komplex. Welche Prozesse sind nun wirklich entscheidend? Und welches Abstraktionsniveau ist angemessen, wenn man das auf einen künstlichen Roboter übertragen will? Diese Fragen galt es in einem ersten Schritt zu beantworten.

SIMULIERTE ZELLEILUNG

Ein wichtiger Prozess, sagt Eggenberger, ist die Zellteilung. «In der Natur werden Zellen nicht genau symmetrisch geteilt. Beispielsweise sind bestimmte Substanzen in den beiden Tochterzellen unterschiedlich verteilt. Wir haben also eine Symmetriebrechung, und diese ermöglicht erst die Zelldifferenzierung. Das ist vor allem am Anfang wichtig, wenn der Organismus zu wachsen beginnt.»

Auch die Morphogenese, also die Anordnung von Zellen zu bestimmten Formen, ist ein Prozess, der unbedingt nachgebildet werden muss. «Zellen üben mit Hilfe von modularen Verbindungen Kräfte aufeinander aus. Auf diese Weise können Organismen bestimmte Formen bilden oder ihre Position verändern.» Eggenberger hat bei seinen Untersuchungen unter anderem eine Linse imitiert. Das Signal von aussen löst in den virtuellen Zellen Prozesse aus, die die molekularen Kräfte zwischen den



Resultat der künstlichen Evolution: die schwimmen



den «Hydrons» des AI Labs der Universität Zürich.

Zellen verändern. Je nach Situation passt die künstlich Linse ihre Form entsprechend an. «Entscheidend ist, dass wir solche Verformungen mit unserem Ansatz viel einfacher und zuverlässiger nachbilden können als andere Forschergruppen», meint Eggenberger. «Wir müssen die Zellen nicht einzeln steuern, sondern können mit relativ einfachen Vorgaben eine grosse Zahl von Zellen gleichzeitig beeinflussen.» So kann man dem System beispielsweise einen räumlich variablen Gradienten vorgeben, der die Zellen zu unterschiedlichen Reaktionen anregt. Daraus resultiert dann das entsprechende Verhalten des «Organismus»: er wächst, verändert seine Form oder bewegt sich durch den Raum.

VIRTUELLES GENOM

Bei ihrer Arbeit orientieren sich die Forscher konsequent am fundamentalen Funktionsprinzip biologischer Zellen. «In der Natur läuft alles auf der molekularen Ebene ab. Nur wenn zwei passende Moleküle aufeinander treffen, werden auch die entsprechenden Reaktionsketten aktiviert.» Genau nach diesem Prinzip funktionieren auch die Modelle der Forscher. Die virtuellen Zellen reagieren nur, wenn die «Liganden» zu den entsprechenden «Rezeptoren» passen. Stimmen diese überein, werden «Gene» aktiviert, welche dann die entsprechenden Reaktionen auslösen. Bewährt sich ein bestimmter «Gensatz», dann ist der virtuelle Organismus «überlebensfähig» und kann sich weiterentwickeln. «Zuerst entwickelt sich also etwas Grobes, das mit der Zeit verfeinert wird.»

Dank diesem mehrstufigen, iterativen Vorgehen sind die modularen Roboter in der Lage, sich weiterzuentwickeln und neue Fähigkeiten zu lernen. Ausgangspunkt bildet jeweils ein Set von Parametern, das für jede Zelle definiert wird. Eggenberger nennt dieses Set – in Analogie zum natürlichen Vorbild – das Genom. Zusätzlich werden Entwicklungsprozesse definiert, die das Verhalten und die Reaktionen der Zellen festlegen. Diejenigen Sets von Parametern, mit denen die vorgegebenen Ziele am besten erreicht werden können, werden in einem dritten Schritt ausgewählt und verfeinert. «Letztlich handelt es sich um künstliche Evolution», so das Fazit von Eggenberger.

FLUGLÄRM OHNE GRENZEN

Das internationale Forscherteam hat nicht nur im Computer virtuelle Objekte nachgebildet, sondern seinen Ansatz auch bereits bei physischen Robotern eingesetzt. Grosse Aufmerksamkeit erregte die Gruppe letztes Jahr mit ihrem Roboter «Atron». Dieser besteht aus einer Ansammlung von identischen, kugelförmigen Objekten, die miteinander verhängt sind. Atron kann seine Form je nach Situation völlig verändern. Auf einer ebenen Fläche formt er sich beispielsweise zu einem Wägelchen, während er in einer engen Röhre die Form einer Schlange annimmt. Das schwimmende Pendant zu den Atron-Zellen sind die sogenannten «Hydrons», an deren Entwicklung der Physiker Lukas Lichtensteiger beteiligt war.

SENSIBLE MASCHINEN

Eine weitere Umsetzung ihrer Prinzipien in die reale Welt gelang den Forschern bei zwei weiteren Robotern. Ein erstes Gerät lernte, mit seinen «Augen» einem farbigen Lichtpunkt im Raum zu folgen. Ein zweiter Roboter hatte die Aufgabe, ein Objekt mit dem Arm ins Zentrum des Blickfeldes zu rücken. Dabei zeigten die Roboter erstaunliche Lernfähigkeiten. Bereits nach kurzer Zeit waren sie in der Lage, die vorgegebenen Aufgaben zuverlässig zu bewältigen.

Eggenberger möchte in Zukunft noch einen Schritt weitergehen und zum Beispiel den Arm des Roboters mit Sensoren ausrüsten. Diese melden der Steuerung, wenn der Roboter irgendwo anstösst. Die Maschine kann ihre Bewegungen dann entsprechend anpassen. Eggenbergers Ideal wäre dabei ein Roboter, der sich mit der Zeit von selbst so entwickelt, dass die Sensoren optimal angeordnet sind – genau wie dies bei den grossen Vorbildern in der Natur auch der Fall ist.

VERANTWORTLICH Dr. Peter Eggenberger Hotz, Artificial Intelligence Laboratory der Universität Zürich, eggen@ifi.unizh.ch.

ZUSAMMENARBEIT Mærsk Institute, University of Southern Denmark, Division of Informatics, University of Edinburgh, LEGO Platform Development

FINANZIERUNG EU-Projekt

Für die einen ist der Flughafen ein Albtraum, für die anderen ein Wirtschaftsmotor. Für die Juristen ist er ein gefundenes Fressen. So viele Gesetze und Verträge greifen selten an einem einzigen Ort ineinander. Von Markus Binder

Ausserhalb der Stadt Zürich wurde nach dem Zweiten Weltkrieg ein Flughafen gebaut. In den folgenden 50 Jahren wucherte um den Flughafen die Glattalstadt. Seit zwei Jahren fliegen Flugzeuge über beide Städte hinweg und beschallen diese ordentlich mit Lärm, weil Deutschland den Anflug über den Schwarzwald nicht mehr unbeschränkt akzeptiert. Norden, Westen, Süden, Osten – alle kämpfen gegen alle. Eine verzwickte Situation, und je nach Himmelsrichtung sind die Deutschen, Bundesrat Moritz Leuenberger, die Regierungsrätinnen Rita Fuhrer und Dorothee Fierz, die Flughafenbetreiberin Unique oder die Villenbesitzer im Süden die Bösewichte. «Ein Challenge», sagt Tobias Jaag, Professor für Staats-, Verwaltungs- und Europarecht an der Universität Zürich und lächelt dabei.

Nicht dass ihm so viel Streit recht wäre. Aber die Frage reizt ihn, was denn bei so viel Kom-

plexität noch Recht ist. Deshalb hat er im Herbst 2004 als Präsident der «Stiftung juristische Weiterbildung Zürich» eine Tagung zu Rechtsfragen rund um den Flughafen organisiert; vor kurzem ist der Tagungsband erschienen. Getragen wird die Stiftung von der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich, den Zürcher Gerichten, dem Zürcher Anwaltsverband sowie dem Zürcherischen Juristenverein. Teilgenommen haben externe Experten, zumeist Rechtsanwälte, die die verschiedenen Parteien vertreten. «Ich wollte die individuellen praktischen Erfahrungen mit einer Weiterbildungsveranstaltung einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich machen und zu einem kleinen Forschungsprojekt zusammenfügen», sagt Jaag.

Auf internationaler Ebene stellt sich die Frage, wie man rechtlich mit Flugzeugen umgeht, die im Sinkflug eine Landesgrenze über-



Konflikt ohne Ende: Die Auseinandersetzungen um den Flughafen Kloten führen zu unzähligen Rechts

queren. Im internationalen Übereinkommen von Chicago und im Transitabkommen, beide 1944 verabschiedet, gibt es keine spezielle Regelung für An- und Abflüge. Ein Flugzeug ist entweder am Boden oder in der Luft. Regula Dettling-Ott, Professorin an der Universität Bern und auf Luftrecht spezialisierte Rechtsanwältin aus Winterthur, argumentiert, dass Steig- und Sinkflüge als Überflüge behandelt werden müssen.

WACHSTUM TROTZ FLUGLÄRM

Sie kommt zum Schluss, dass die beiden Abkommen direkt anwendbar sind und damit belegt werden kann, dass die Vertragsstaaten «in verbindlicher Weise den Luftfahrzeugen der anderen Vertragsstaaten Überflugrechte erteilen und ihnen nicht etwa eine Rechtswohltat eingeräumt haben, die sie jederzeit nach Gutdünken einschränken können». Eine zeitliche Beschränkung des Durchfluges sei «problematisch». Sie plädiert dafür, dass grenzüberschreitende Umweltbelastungen im Umweltvölkerrecht, im völkerrechtlichen Nachbarrecht und im EU-Recht geregelt werden. Ob die deutsche Anflugbeschränkung mit dem Luftverkehrsabkommen zwischen der Schweiz und der EU vereinbar ist, wird der Europäische Gerichtshof entscheiden.

Auf nationaler Ebene steht die Frage im Vordergrund, weshalb die Flughafenregion trotz des Fluglärms so stark wachsen konnte. Weshalb hat das Raumplanungsgesetz dieses Wachstum in den letzten 25 Jahren nicht verhindert? Weil das Gesetz unvollständig ist, sagt Alain Griffel, Privatdozent an der Universität Zürich und Amtschef der kantonalen Baurekurskommission. Der Bund legt die Grundsätze fest, und die Kantone konkretisieren diese. Die Kantone müssen also nicht nur vollziehen, was der Bund bestimmt. Dieses föderalistische System aber habe versagt, Griffel spricht von einem «negativen Kompetenzkonflikt»: «Während Jahren hielt sich niemand für zuständig, das umzusetzen, was der eidgenössische Gesetzgeber mit dem Erlass des Raumplanungsgesetzes bereits 1979 wollte.» Hinzu komme, dass niemand beauftragt sei, diese Untätigkeit zu sanktionieren, weil ein Kontroll- und Aufsichtsmechanismus fehle, etwa ein Beschwerderecht.

Dabei wären die Ziele der Raumplanung klar formuliert und unmittelbar anwendbar. Artikel 1 des Raumplanungsgesetzes nennt unter anderem als Ziel, «wohnliche Siedlungen und die räumlichen Voraussetzungen für die Wirtschaft zu schaffen und zu erhalten». Konkreter heisst das, dass «Wohngebiete vor schädlichen oder lästigen Einwirkungen wie Luftverschmut-

zung, Lärm und Erschütterungen möglichst verschont» werden sollen, wie in Artikel 3 steht. Eine Verteilung des Lärms widerspreche diesen Zielen eindeutig. Griffel räumt allerdings ein, dass eine Verteilung wegen der «jahrzehntelangen raumplanerischen Fehlentwicklung» aus übergeordneter Perspektive ein «hinzunehmendes Übel» sein könne. Griffel kritisiert damit auch den Bund und den Kanton. Der Bund hat bisher das Objektblatt zum Flughafen Kloten im Sachplan Infrastruktur der Luftfahrt nicht ausgearbeitet und dennoch dem Flughafen eine Betriebskonzession und eine Betriebsbewilligung erteilt. Der Kanton habe erst wenige konkrete Schritte unternommen, den kantonalen Richtplan zu revidieren. Aus diesem Planungsdefizit resultiere ein Demokratiedefizit: «Im Zusammenhang mit der Neuordnung des An- und Abflugregimes rund um den Flughafen Zürich fand bislang weder zum SIL-Objektblatt noch zum Richtplan ein Mitwirkungsverfahren statt.»

WIE LAUT SIND DREI JUMBOS?

Analysiert werden auch das Umweltrecht und die Entschädigungsfrage. Peter Ettler, Rechtsanwalt aus Zürich, kritisiert, dass das Lärmbelastungsmass Leq am Tag über mehrere Stunden gemittelt wird und Spitzenwerte nicht

fragen. Eine von Rechtsprofessor Tobias Jaag initiierte Publikation präsentiert eine juristische Auslegeordnung.

EINE LANZE FÜR DEN FRIEDEN

Wann darf der Mensch zur Waffe greifen? Die «Theorie des gerechten Kriegs» beschäftigt Wissenschaftler seit zweitausend Jahren. Jean-Daniel Strub will zeigen, warum eine «Theorie des gerechten Friedens» sinnvoller wäre. Von Michael T. Ganz

«Es gibt gute Gründe, Pazifist zu sein», sagt Jean-Daniel Strub und widerspricht nicht, wenn man ihn einen Pazifisten nennt. 1998 unterbrach er sein Theologiestudium für ein Jahr, um statt der Wehrpflicht Zivildienst zu leisten. Bei der Asylkoordination Winterthur betreute er jugendliche Asylsuchende, die vornehmlich aus dem Kosovo kamen. Es war die Zeit des Kosovokriegs, die Nato griff ein, man sprach von einer humanitären Intervention. Strub hörte die Fluchtgeschichten seiner Schützlinge, erfuhr von ihrer Zerrissenheit, «und das», sagt er heute, «löste vieles in mir aus». In seiner Lizentiatsarbeit befasste er sich denn auch mit der Friedensethik nach dem Kosovo-Konflikt, und sein Dissertationsprojekt, an dem er seit nunmehr zwei Jahren arbeitet, ist, wie er sagt, «in gewisser Hinsicht die Verlängerung dessen, was mich damals schon beschäftigte».

Die Frage, ob Krieg gerecht sein kann, ist so alt wie die westliche Geisteswissenschaft – zwei Jahrtausende. Noch heute ist sie zentraler Gegenstand der friedensethischen Debatte. Zu Zeiten des Kalten Kriegs drehte sich diese Debatte in vergleichsweise engen Kreisen um die Legitimation der nuklearen Abschreckung. Mit dem Ende dieser Konfrontation und der Hoffnung auf einen dauerhaften Weltfrieden Anfang der Neunzigerjahre erfuhr sie einen euphorischen Schub, den die kriegerischen Auseinandersetzungen in Somalia und Bosnien indes bald beendeten. Nun wurden die «failed states», die zusammengebrochenen Staaten, zum Thema der Diskussion; das Problem der Menschenrechtsverletzungen erhielt wachsende Aufmerksamkeit. So fragte man sich auch, wie humanitär die so genannten «humanitären Interventionen» bewaffneter Dritter in Krisengebieten tatsächlich waren.

Damit begann sich die friedensethische Debatte vermehrt der Konfliktprevention und

der Konfliktnachbereitung zu widmen. In Abgrenzung zur herkömmlichen «Theorie des gerechten Kriegs» forderten vorab theologische Kreise eine «Theorie des gerechten Friedens», eine Theorie, die verstärkt auch Gedanken zum Vorher und Nachher eines Konflikts mit einbezog. «Die Theorie des gerechten Kriegs versucht, Bedingungen aufzustellen, die einen kriegerischen Akt rechtfertigen», erklärt Strub. «Das trug ihr die Kritik ein, eher kriegslegitimierend zu sein und nicht jene Wirkung zu haben, die der Theorie ursprünglich zugeordnet war: nämlich den Krieg möglichst zu verhindern, ihn zu zivilisieren.»

GERECHTFERTIGTER KRIEG?

Allein schon der Begriff «gerechter Krieg» ist ein Widerspruch in sich selbst. Zur vollen Blüte gelangte er im frühen Mittelalter, als die Kirche sowohl über Moral als auch über Recht bestimmte. Wie es die gerechte Strafe gab, gab es den gerechten Krieg. Heute beschränkt sich die Theorie des gerechten Kriegs auf die ethische Frage nach der Rechtfertigung einer kriegerischen Handlung; der «gerechte» Krieg meint den «gerechtfertigten» Krieg. Die Frage nach der Rechtfertigung mag theoretisch klingen, in der politischen Realität ist sie dennoch sehr präsent: Erst kürzlich hat eine hochkarätige Arbeitsgruppe der UNO Kriterien zur Legitimation militärischer Interventionen formuliert, die stark an die Theorie des gerechten Kriegs erinnern: Der Grund für eine bewaffnete Intervention muss gewichtig sein; die Intervention darf nur als ultima ratio erfolgen; es soll eine Aussicht auf Erfolg bestehen; der Einsatz von Mensch und Material hat verhältnismässig zu bleiben; Ziel der Intervention darf es einzig sein, den Kern des Übels auszuschalten – dies ein paar Beispiele von Kriterien, wie sie im Bericht der UNO stehen und wie sie schon die Theorie des

angezeigt werden: «Der Leq hat als störwirksamsadäquates Mass ausgedient.» Drei grosse Jumbojets über dem Stadthaus Opfikon würden gleichviel Schall erzeugen wie 200 Airbus-Maschinen. Diese Unterschiede aber spiegle das Lärmmass Leq nicht. Viel besser käme dies im Fluglärmbelastungsmass NAT (Noise Above Threshold) zum Ausdruck. Solange dies nicht gesetzlich etabliert sei, könne nur ein Bewegungspfad den störenden Fluglärm begrenzen.

UMWELTRECHT VERSAGT

Ettler kritisiert auch das Umweltrecht. Dieses habe versagt, weil die Belastungsgrenzwerte die Flugbewegungen nicht einschränken und weil die Schallschutzmassnahmen sich nur auf Fenster beschränken, obwohl der Lärm auch durch das Dach eindringt. Roland Gfeller, Rechtsanwalt aus Zürich, argumentiert, dass der Stichtag für Entschädigungen, der 1. Januar 1961, für alle gelte. Jeder, der «in die hypothetische Verlängerung einer Piste zog», habe mit der Möglichkeit von neuem Fluglärm rechnen müssen. Entscheiden wird dies das Bundesgericht, das diese Frage bisher nicht klar beantwortet hat.

Das Forschungsprojekt zum Flughafen ist für all jene ein gefundenes Fressen, für die der Flughafen ein Albtraum oder einfach nur Wirtschaftsmotor ist. Der Ansatz des Projekts ist nicht rechtspolitisch. Es geht weniger um die Änderungen, die die Politik an den Gesetzen vornehmen soll, obwohl auch Empfehlungen gemacht werden. Angesetzt wird vielmehr beim geltenden Recht. «Ziel war eine Auslegeordnung, nicht eine Lösung der Probleme rund um den Flughafen», sagt Jaag, der die Resultate demnächst in einem Aufsatz nochmals zusammenfassen wird.

KONTAKT Prof. Tobias Jaag, Professor für Staats-, Verwaltungs- und Europarecht an der Universität Zürich, lst.jaag@rwi.unizh.ch

LITERATUR Rechtsfragen rund um den Flughafen. Referate einer Tagung vom 2. September 2004. Stiftung juristische Weiterbildung Zürich. Herausgegeben von Tobias Jaag. Zürich 2004. 170 Seiten, 68 Franken.

FINANZIERUNG Stiftung juristische Weiterbildung Zürich



Krieg legitimieren, statt Frieden schaffen: Das Konzept des gerechten Krieges steht in der Kritik.

gerechten Kriegs in den letzten Jahrhunderten hervorgebracht hatte. «Eine Theorie dieser Art hat Mängel», sagt Strub. «Es bleibt unklar, wie die einzelnen Kriterien zusammenhängen. Müssen alle gleichzeitig erfüllt sein, damit sich eine Intervention rechtfertigt? Wenn ja, ist eine Intervention, falls sie denn wirklich nötig würde, überhaupt noch möglich?» Kommt hinzu, dass die Theorie des gerechten Kriegs zu spät einsetzt und zu früh aufhört: Sie berücksichtigt kaum, was vor und nach einer Krise für die Schaffung nachhaltig friedlicher Verhältnisse getan werden kann – die aktuellen Probleme im Irak etwa illustrieren dies.

ANTITHESE ZUM PAZIFISMUS

«Wir stehen», sagt Strub, «am Punkt, an dem es sich lohnt, über ein neues Paradigma nachzudenken. Könnte eine Theorie des gerechten Friedens nicht mehr leisten als eine Theorie des gerechten Kriegs? Eine Theorie also, die sich im Pazifismus einordnen liesse – jene des gerechten Kriegs ist eher eine Antithese dazu.» Dass und weshalb ein Paradigmenwechsel sinnvoll ist, will Jean-Daniel Strub mit seinem Dissertationsprojekt «Ethische Voraussetzungen einer Theorie des gerechten Friedens» zeigen. Und bei den Voraussetzungen soll es bleiben: «Einen Ersatz für die Theorie des gerechten Kriegs will ich nicht bieten», sagt Strub.

Erste Frage, die der 29-jährige Theologe und Sozialethiker klären will: Was verstehen wir unter Frieden? Heisst Frieden bloss Waffenruhe, oder ist Frieden voraussetzungsreicher und meint etwa jenen Zustand, den wir in der Schweiz kennen? Zweite Frage: Was verstehen wir unter gerechtem Frieden? Dürfen wir erst dann von Frieden reden, wenn in einem Land umfassende Gerechtigkeit herrscht? «Nehmen sie», sagt Strub, «den hebräischen Begriff für Frieden, Shalom. Er schliesst soziale Gerechtigkeit, gutes Leben mit ein. Für uns Theologen ist Shalom als Leitbegriff eines gerechten Friedens deshalb wichtig und plausibel.»

Dritte Frage: Wäre eine Theorie des gerechten Friedens – vielleicht im Sinne des Shalom-Begriffs – auch sinnvoll und nützlich? «Davon bin ich überzeugt», sagt Jean-Daniel Strub. «Die Intervention im Irak zeigt die konzeptuellen Schwierigkeiten beim «peace build-

WENN DER ROBOTER KRISTALLE ZÜCHTET

Ein Roboter, der Proteinkristalle züchtet und überwacht, sorgt dafür, dass noch effizienter geforscht werden kann. Die Arbeit im NCCR «Strukturbiologie» läuft seit vier Jahren auf Hochtouren – eine Zwischenbilanz. Von Antoinette Schwab

«Das Genom ist entziffert, nun geht es ums Wesentliche», sagte Markus Grütter vor vier Jahren. Damals startete der Nationale Forschungsschwerpunkt «Strukturbiologie», der an der Universität Zürich beheimatet ist und dem der Biochemiker als Direktor vorsteht. Das Wesentliche, damit meinte er die Bedeutung der Gensequenzen, die man zwar entziffert hatte, deren Funktion aber noch nicht bekannt war. Das menschliche Genom enthält Codierungen für mehr als 30 000 Proteine. Was tun diese Proteine? Wie sehen sie aus? Zwei auf den ersten Blick sehr unterschiedliche Fragen, die aber auf das Gleiche zielen, denn die Struktur der Proteine, ihr dreidimensionaler Aufbau, ihr Aussehen eben, bestimmen wesentliche Lebensprozesse.

Markus Grütter untersucht Proteine mit Röntgenstrahlen; das Streuungsmuster lässt Rückschlüsse auf deren Struktur zu. Dazu braucht er sie aber in kristallisierter Form. Genau wie andere Moleküle bilden auch Proteine unter geeigneten Bedingungen Kristalle. Doch bei den vergleichsweise riesigen Proteinmolekülen ist das weit schwieriger als beispielsweise beim kleinen Wassermolekül. Auch ist nicht ganz klar, wie die Kristallbildung abläuft. Ausprobieren heisst das konkret. Dafür müssen die Proteine zunächst gereinigt werden. Und es muss eine geeignete Flüssigkeit gefunden werden, in der ein Kristall wachsen kann. Dazu sind unzählige Versuche mit verschiedenen Flüssigkeiten und Temperaturen nötig. Zudem sind die Proteinkristalle sehr empfindlich und gehen leicht kaputt. Genügend Proteinkristalle zu bekommen ist denn auch das Hauptproblem der Forscherinnen und Forscher. Oder besser gesagt: Es war das Hauptproblem. Denn nun produziert ein Roboter die Kristalle. Der weiss natürlich auch nicht, wie aus Proteinen Kristalle entstehen,

aber er ist viel schneller beim Ausprobieren. Und was noch wichtiger ist: Er kann Mengen viel kleiner dosieren als ein Mensch und braucht so für eine Probe weit weniger Material.

Fünffzigmal schneller und zehnmal weniger Material – das sind entscheidende Vorteile. Bis zu 5000 Proben schafft der Roboter jeden Tag und überwacht sie gleich selber. Die Forschenden können das Resultat dann bequem im Web abfragen. Im Moment benutzen rund 60 Personen die Hightech-Anlage, von der es in ganz Europa nur deren zwei gibt.

MAGNET FÜR JUNGE FORSCHER

Die Anlage hat nicht nur den Vorteil, dass die Forschung damit einfacher, schneller und bequemer wird, sie bringt auch die Teilprojekte aus verschiedenen Institutionen näher zusammen. «Wir nutzen die Technologie gemeinsam – sie ist auch nur so sinnvoll», meint Markus Grütter, «denn die Forschung an der Universität Zürich allein würde den Roboter nicht auslasten.» Hinzu kommt: Ohne das neue Konzept der Nationalen Forschungsschwerpunkte (NCCR) wäre es einer Schweizer Universität vermutlich nicht möglich gewesen, sich ein solches Gerät zu leisten.

Dieses Konzept stosse auch im Ausland auf viel Interesse, fasst der Direktor des NCCR «Strukturbiologie» seine Erfahrungen zusammen. «Es ist auch für grössere Länder ungewöhnlich, dass so viel Geld auf so wenige Leute und Projekte verteilt wird.» Doch das Geld allein nütze nichts ohne die entsprechenden Mitarbeiter, schränkt Markus Grütter ein. Neben den technologischen Verbesserungen ist für ihn deshalb besonders erfreulich, dass dank den Mitteln und der Infrastruktur vielversprechende junge Forscher nach Zürich geholt werden konnten, die sonst eher in einem der

ding» sehr gut. Natürlich trauert niemand dem Diktator nach. Doch ist es legitim, einem Volk wie den Irakern eine westliche Demokratie aufzuzwingen?» Für Strub ist klar: Echtes «peace building» muss über den Ansatz der Theorie des gerechten Kriegs hinausgehen, muss auch Fragen der Nachhaltigkeit – Regierungsform und Volkspartizipation etwa – mit berücksichtigen.

POLIZEI MUSS SEIN

Wird Letztere die Erstere dereinst ersetzen? «Nein», sagt Strub, «man darf die normativen Kriterien der Gewaltlegitimation nicht einfach über Bord werfen. Sie gehören auch in eine Theorie des gerechten Friedens. Denn es gibt Situationen, wo gewaltfreie Mittel allein nicht genügen, um Recht durchzusetzen und Frieden zu erhalten. So hat ja jeder Rechtsstaat auch eine Polizei. Die Theorie des gerechten Friedens wird aber auf das Schaffen und Erhalten eines nachhaltigen Friedens ausgerichtet sein.»

Und wie soll Strubs Theorie in die Praxis einfließen? Seine Arbeit sei vor allem ein Beitrag zur theologisch-ethischen Friedensdebatte, sagt Strub. Doch die Theologie sei in der Lage, ihre Stimme in die Politik einzubringen – Deutschlands Kirchen etwa zeigten dies. «Friedensforschung ist immer ein interdisziplinärer Dialog», sagt Strub, «und es muss unser Ziel sein, dass dieser Dialog die politische Meinungsbildung prägt. Denn die Theorie des gerechten Friedens kann sich nur in der politischen Realität bewähren.»

KONTAKT Jean-Daniel Strub, Institut für Sozial-ethik, Ethik-Zentrum der Universität Zürich, jdstrub@sozethik.unizh.ch

ZUSAMMENARBEIT informeller Austausch mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern deutscher Friedensforschungsinstitute (FEST, HSFK, Studiengang Friedensforschung an der Universität Marburg)

FINANZIERUNG im Rahmen der Assistenzstelle bei Prof. Dr. Johannes Fischer, fischer@sozethik.unizh.ch



Wie sind Proteine räumlich aufgebaut? Die Antwort auf diese Frage ist für das Verstehen von Lebensprozessen entscheidend.

renommierten Labors in den USA geblieben wären – Raimund Dutzler etwa, ein Schüler des Nobelpreisträgers Roderick MacKinnon.

Die Ziele, die sich die Forschenden gesetzt haben, sind ehrgeizig; sie müssen es auch sein bei den Summen, die ihnen zur Verfügung gestellt werden. Für die ersten vier Jahre waren es rund 25 Millionen Franken. «Da ist die Messlatte natürlich sehr hoch», meint Grütter. Zum einen sind schnelle Resultate erwünscht, um zu überprüfen, ob das Geld gut investiert ist. Zum anderen geht es in so grossen Forschungsprojekten auch um langfristige Aufgaben, bei denen sich am Anfang kaum abschätzen lässt, was herauskommen wird – ein Dilemma. Noch vor einem Jahr war Markus Grütter kritisch: «Nun sehe ich aber bereits das Land am anderen Ufer.» Dank Resultaten, wie sie etwa die Gruppen Plückthun und Grütter vorweisen, die zusammen einen Ersatz für Antikörper erarbeitet haben. Antikörper können die molekulare Struktur von Proteinen erkennen. In Zürich ist es nun gelungen, Proteine im Labor zu produzieren, die

diese Aufgabe anstelle der Antikörper übernehmen können. Das ist einfacher und billiger.

PHARMAFIRMEN DENKEN ANDERS

Was bisher weniger gut geklappt hat, ist die Zusammenarbeit mit den grossen Pharmafirmen. Die Hochschulen und die Industrie stellten sich die Zusammenarbeit besonders im Hinblick auf Patentrechte und geistiges Eigentum jeweils ziemlich anders vor. Hinzu kommt, dass der Forschungsschwerpunkt keine Institution ist, also selber keine Rechte hat. Das heisst, die rechtlichen Grundlagen aller beteiligten Institutionen müssen berücksichtigt werden – ein langwieriger Prozess. Und so wurde bisher nur ein Vertrag abgeschlossen – mit dem Basler Pharmakonzern Novartis. Herausgestellt hat sich aber, dass kleinere Firmen eher Interesse an einer Zusammenarbeit mit einzelnen Gruppen haben. Erste Projekte konnten bereits gestartet werden.

Auch im Bereich Frauenförderung ist das Ziel noch nicht erreicht. In der zweiten Phase des Programms, die am 1. Mai 2005 startet, ist nun

ein Mentoring-Programm für Frauen geplant. Zudem übernahm Patrick Sticher die Aufgabe eines Scientific Officer des Programms – ein Stellenprofil, das es bisher an Schweizer Hochschulen nicht gab. Für Markus Grütter ist dies eine grosse Hilfe. Musste er sich als Direktor am Anfang fast nur um administrative Belange kümmern, kann er sich nun wieder der Forschung widmen.

VERANTWORTLICH Prof. Markus Grütter, Biochemisches Institut, Universität Zürich

FINANZIERUNG Schweizerischer Nationalfonds; Universität Zürich; ETH Zürich; Industriepartner.

ZUSAMMENARBEIT An den 16 Teilprojekten sind die Universitäten Zürich und Basel, die ETH Zürich und Lausanne sowie das Paul-Scherrer-Institut mit insgesamt rund 200 Personen beteiligt. Daneben bestehen vielfältige Kontakte zu internationalen Institutionen und zur Privatindustrie.

KONTAKT Patrick Sticher, Scientific Officer NCCR Strukturbiologie, sticher@bioc.unizh.ch

Unruhe? Nervosität? Prüfungsangst?



Zeller Entspannungs-Drageés Bei nervösen Spannungszuständen

Mit den beruhigenden Extrakten aus
Passionsblume, Petasites, Baldrian und Melisse.

Erhältlich in Apotheken
und Drogerien.

Lassen Sie sich von einer
Fachperson beraten.



Dies ist ein Arzneimittel. Bitte lesen Sie die Packungsbeilage.

Zeller 
Pflanzliche Arzneimittel

Max Zeller Söhne AG, 8590 Romanshorn

BAUSTELLE SCHWEIZ

Die Schweiz verändert sich rasant. In sechs Interviews analysieren Forscherinnen und Forscher der Universität Zürich die aktuellen gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen und entwerfen Szenarien für die Zukunft.

Die Themen in diesem Dossier: Abschied von der Dörfli-Schweiz: Der Alpenraum entvölkert sich. Das Land wird urban. Dieser Prozess ist nicht aufzuhalten, diagnostizieren die Geografen Michael Hermann und Heiri Leuthold. Hat die Neutralität ausgedient? Zumindest sollte sie flexibler gehandhabt werden, findet der Historiker Carlo Moos. Wege aus der wirtschaftlichen Stagnation: Die Schweiz braucht eine nationale Innovationspolitik, verlangt der Ökonom Beat Hotz-Hart. Falsch ausgebildet: Es braucht neue Ausbildungskonzepte, wenn die Jugendlichen in Zukunft auf dem Arbeitsmarkt eine Chance haben wollen, sagt die Soziologin Marlis Buchmann. Mehr Wettbewerb: Die Hochschulen müssen sich der Konkurrenz stellen, ist der Pädagoge Jürgen Oelkers überzeugt. Neuer Patriotismus: Die Schweiz muss wieder an sich selbst glauben, meint der Soziologe Kurt Imhof.

23 «DIE DÖRFLI-SCHWEIZ BRÖCKELT» 26 «NEUTRALITÄT WURDE ZUR HEILIGEN KUH» 29 «WIR BRAUCHEN DIE BESTEN TALENTE» 33 «OHNE AUSBILDUNG KEINE ARBEIT» 36 «DER WETTBEWERB IST EINE CHANCE» 39 «DIE SCHWEIZ MUSS AN SICH SELBST GLAUBEN»



HEIRI
LEUTHOLD
GEOGRAF

MICHAEL
HERMANN
GEOGRAF

«DIE DÖRFLI-SCHWEIZ BRÖCKELT»

Unser Schweiz-Bild hinkt der realen Entwicklung des Landes hinterher, sagen die beiden Geografen Michael Hermann und Heiri Leuthold. Längst sind weite Teile der Schweiz zur Grossstadt verschmolzen. Von David Werner und Roger Nickl

Herr Hermann, Herr Leuthold, die Agglomerationsbildung in der Schweiz schreitet rasant voran. Unsere Kantons- und Gemeindegrenzen wirken demgegenüber beinahe anachronistisch. Stehen die derzeitigen föderalen Strukturen noch in einem vernünftigen Verhältnis zu den Entwicklungstendenzen des Landes?

HEIRI LEUTHOLD: Die politische Gliederung der Schweiz entspricht nicht mehr den gelebten Realitäten und Aktionsradien. Das heisst nicht,

völkerung aber erst eine Bereitschaft geschaffen werden.

Die meisten Schweizerinnen und Schweizer leben in Agglomerationen, doch in den Köpfen ist immer noch die kleinteilige Dörfli-Schweiz lebendig...

LEUTHOLD: Die Dörfli-Identität bröckelt seit einiger Zeit. Wir konnten feststellen, dass das Schweiz-Bild der Schweizerinnen und Schweizer der Modernisierung durchaus folgt – wenn

«Föderalismus kostet zwar viel, und die Entscheidungswege sind kompliziert, er hat aber gewichtige Vorteile.» Heiri Leuthold

dass wir den Föderalismus an sich beerdigen sollten. Föderalismus kostet zwar viel, und die Entscheidungswege sind kompliziert, er hat aber gewichtige Vorteile: Pluralität ermöglicht Experimentierfelder und Benchmarks, das kommt der Gesamtentwicklung zugute. Der schweizerische Föderalismus ist aus unserer Kultur entstanden und unsere Kultur hat sich ihm angepasst. Problematisch wird es allerdings, wenn das Verharren im regionalen Umfeld den Blick aufs Ganze verstellt.

Wie dringend ist es, die Kantons- und Gemeindegrenzen neu zu ziehen?

MICHAEL HERMANN: Politische Grenzen, wie immer man sie auch zieht, wird man nie optimal an wirtschaftliche und gesellschaftliche Realitäten anpassen können. Zukunftsträchtiger als starre Grenzen sind deshalb Ensembles variabler Geometrien mit unterschiedlicher Reichweite. Je nach Funktion – sei es das Schul-, das Sicherheits- oder das Entsorgungssystem – könnte man die Gebietskörperschaften wieder anders organisieren. Dafür muss in der Be-

auch mit einer gewissen Verzögerung. Plötzlich wird scheinbar Unmögliches möglich – etwa Gemeindefusionen.

Realisieren die Leute mittlerweile, dass das Mittelland bald zugebaut ist und für Dorfdyhlen nicht mehr viel Raum bleibt?

HERMANN: Ich denke, dass der Grund für das Bröckeln der Dörfli-Schweiz mit der Einsicht in die Grenzen der Leistungsfähigkeit allzu kleinteiliger Strukturen zu tun hat. Ausserdem kann man es sich angesichts der angespannten wirtschaftlichen Lage einfach nicht mehr leisten, in abgelegenen Gebieten eine komplette Infrastruktur aufrechtzuerhalten. Ein wichtiger Faktor ist aber auch der Wandel der Medienlandschaft. Im Zuge der Fusionen im Zeitungsbereich lösen sich kleinräumige Identitäten auf, man beginnt in grösseren Zusammenhängen zu denken.

LEUTHOLD: Ein weiterer Faktor ist auf der sozialen Ebene zu suchen: Institutionen wie Vereine und Kirchgemeinden, die für die dörfliche Identität wichtig sind, verzeichnen Mit-

gliederschwüde. Bindungen an den Wohnort lösen sich so auf.

Die Avenir Suisse ortet das Entwicklungspotenzial der Schweiz in den sechs Metropolitanräumen Zürich, Genf, Lausanne, Basel, Bern und Südtesin. Doch diese Stadtregionen, sagt Avenir Suisse, können momentan ihr Potenzial nicht optimal entfalten, weil der Strukturverlust peripherer Regionen zu viele Mittel absorbiert. Wie beurteilen Sie diese Sicht der Dinge?

LEUTHOLD: Wenn wir uns europäische Dimensionen vor Augen halten, dann ist das Avenir-Suisse-Modell immer noch sehr kleinräumig und konservativ gedacht. Wir sehen in der Schweiz bloss zwei grosse Stadtregionen: Einerseits der Grossraum Zürich, der von Basel bis in die Ostschweiz reicht, andererseits den Arc Lémanique.

Begrüssen Sie diese Konzentration auf zwei Ballungszentren oder sollte man dieser Entwicklung gegensteuern?

HERMANN: Wir können einfach feststellen, dass dieser Konzentrationsprozess weit gediehen ist und immer noch weiter voranschreitet. Darauf muss man sich einstellen. Man muss auch die Chancen darin sehen: Nur mit diesen grossen Zentren sind wir auf europäischer Ebene konkurrenzfähig.

Sie konstatieren die Herausbildung je einer Stadtregion in der Deutschschweiz und der Romandie. Führt dies zu einer verstärkten Polarisierung zwischen den Sprachregionen?

LEUTHOLD: Würde man aus den beiden Metropolitanräumen auch noch politische Einheiten machen, dann wäre das für den Zusammenhalt der Schweiz tatsächlich ein gewisses Problem, weil dann die politischen Auseinandersetzungen der Sprachgrenze entlang härter als bisher geführt würden.

HERMANN: Man darf diese Gefahr aber nicht überbewerten: Seit einiger Zeit kann man das Entstehen einer kantonsübergreifenden Identität

tität der Romandie verfolgen – die Bruchlinien zwischen den Landesteilen haben sich deswegen aber nicht vertieft, im Gegenteil. Die Verflechtungen innerhalb der gesamten Schweiz sind heute derart gross, dass es nicht mehr viel Willen braucht, um die einstige Willensnation zusammenzuhalten. Die Kosten, dieses Gebilde zu demontieren, wären enorm. Grösser als die Gefahr der Spaltung entlang der Sprachgrenzen ist eine Spaltung zwischen strukturstarken und strukturschwachen Regionen. Sorgen bereitet dabei zuvorderst der Espace Mittelland: In dieser grossen und wichtigen Region um Bern herum machen sich deutliche Tendenzen der Auszehrung bemerkbar. Die ehemalige Zentralregion der Schweiz rückt wirtschaftlich gesehen an den Rand, wird zu einem strukturschwachen Zwischenraum.

Wie sieht die Zukunft strukturschwächerer Regionen aus? Müssen wir uns an den Gedanken gewöhnen, dass auch in der Schweiz entleerte und ausgezehrte Peripherien entstehen?

LEUTHOLD: Man muss zwischen drei Arten von Peripherien unterscheiden. Häufig denkt man bei Randregionen nur an die Geoperipherie, das heisst an schwer erschliessbare Berggebiete. Wichtige Randregionen sind aber auch die Gebiete an der Landesgrenze, die wir als territoriale Peripherie bezeichnen. Diese müssen sich der Tatsache stellen, dass die politischen Grenzen vor allem im Kopf existieren. Grenzgebiete sind nicht a priori Randgebiete, sondern sehr oft Teil dynamischer grenzüberschreitender Regionen. Der Thurgau, das St. Galler Rheintal oder das Tessin könnten profitieren, wenn sie ihren Schweizer Dünkel ablegen und sich vermehrt als Bestandteile der Grossregionen Konstanz, Bregenz bzw. Mailand wahrnehmen würden. Dieses Denken ist im Fall von Basel und Genf weiter fortgeschritten; hier fällt die internationale Zusammenarbeit allerdings auch leichter, weil diese beiden Grossstädte als Leader in der Region auftreten können. Dagegen müssten sich der Thurgau, das Rheintal und das Tessin mit der Rolle des Juniorpartners begnügen. Am prekärsten ist die Situation beim dritten Typus von Randregionen, der so genannten sozialen Peripherie. Es handelt sich hier um

wirtschaftlich absteigende, meist suburbane Regionen, in denen vorwiegend Schlechtverdienende und Migranten leben. Regionen der sozialen Peripherie sind im Wachsen begriffen. Wenn sich die öffentliche Hand aus solchen Gebieten zurückzieht, zementiert sie soziale Klüfte und verursacht damit weit grössere Probleme als bei einem Rückzug aus dem Alpenraum.

Heisst dies, dass die öffentliche Wahrnehmung die Probleme des Alpenraumes eher überdramatisiert und die suburbanen Problemregionen des Mittellandes dafür vernachlässigt?

HERMANN: Genau das. Der Alpenraum wird eine Drosselung staatlicher Zuwendungen eher verkraften. Man mag dies bedauern, doch viele Probleme der Geoperipherie lösen sich mit der Abwanderung von alleine. Regionen, die keine wirtschaftliche Grundlage mehr bieten, entvölkern sich schon seit Jahrzehnten langsam. Tourismus und ein gewisses Mass an extensiver Landwirtschaft werden dafür sorgen, dass sich in den Bergregionen ein neues Gleichgewicht einpendelt. In den Alpen sind viel weniger

«In den Alpen sind viel weniger Menschen vom Strukturwandel betroffen als in den schlecht gestellten urbanisierten Regionen.» Michael Hermann

Menschen vom Strukturwandel betroffen als in den rückseitigen, schlecht gestellten urbanisierten Regionen, wo sich immer mehr soziale Probleme ballen, die sich nicht einfach durch Abwanderung lösen lassen. Dennoch ist in der Schweiz im Zusammenhang mit Strukturproblemen meistens bloss von Alpentälern die Rede.

Woher rührt diese bevorzugte Stellung des Alpenraums in der öffentlichen Wahrnehmung?

LEUTHOLD: Die Strukturschwäche des Alpenraums war während 50 Jahren die einzige wirkliche regionalpolitische Herausforderung der Schweiz. Andere Problemregionen gab es kaum. In dieser langen Zeit konnte sich die Alpen-Lobby in den Institutionen festsetzen.

HERMANN: Die Schweizer haben, nicht zuletzt durch den Binnentourismus, eine emotionale

Bindung zu den Alpen. Sozial marginalisierte Räume im Mittelland sind dagegen für die meisten Leute ein ganz neues, sehr abstraktes Phänomen. Zum Schweizer Selbstverständnis gehört traditionellerweise eine gewisse Reserve gegenüber Stadtregionen – was die Sensibilisierung für diese neuartigen Probleme zusätzlich erschwert.

Woher rührt dieser anti-urbane Reflex?

LEUTHOLD: In Abgrenzung zu den Nachbarstaaten mit ihren mächtigen Kapitalen wurde im späten 19. Jahrhundert das Ländliche zum Charakteristikum der Schweiz erhoben. Urbanes Leben wurde als uneidgenössisch deklariert. Die Wurzeln der Schweiz ortete man in den Bergen.

Was den Tatsachen nicht entspricht: die Eidgenossenschaft war immer in erster Linie ein Bund von Stadtrepubliken.

HERMANN: Das ländliche Selbstverständnis wurde erst im 19. Jahrhundert geschaffen. Im Anschluss an Sonderbundskrieg und Kulturkampf mussten die weniger entwickelten katholisch-konservativen Regionen mit ins Boot geholt

werden. Heute stehen wir wieder vor einer ähnlichen Aufgabe: Es gilt, die strukturschwachen Regionen dazu zu bewegen, zukunftsweisende Entwicklungen der Gesamtschweiz mitzutragen.

Bis vor ein oder zwei Jahrzehnten galt es als Charakteristikum der Schweiz, dass es nur wenige ausgeprägt strukturschwache Gegenden gab: Auch ländliche Regionen waren stark industrialisiert; Gegenden wie das Zürcher Oberland, Glarus, die Ostschweiz oder der Jura mit seinen Uhrenfabriken waren eigentliche Motoren der Industrialisierung. Wie kann man sich vor diesem Hintergrund die verstärkte Sogwirkung der grossen Ballungsräume und das Ausbluten der Randregionen erklären?

LEUTHOLD: Das hat mit dem starken Rückgang der Industrie zu tun. In den grossen Zen-

tren konnte im Dienstleistungsbereich ein Ausgleich für diesen Verlust geschaffen werden, während in den eher peripheren Regionen kein gleichwertiger Ersatz gefunden wurde. In der modernen Geschäftswelt und in Wirtschaftszweigen wie Entwicklung, Forschung oder Werbung sind Agglomerations-effekte von grosser Bedeutung: Es ist wichtig, nahe bei den Partnern und den Kunden zu sein. Wertschöpfungsintensive Branchen sind

Welche räumlichen Entwicklungstendenzen sehen Sie konkret im Raum Zürich?

HERMANN: Die grossräumige Quartierbildung wird sich weiterentwickeln. Das Goldküstenquartier dehnt sich im landschaftlich attraktiven Süden Zürichs mit Sonne, Bergen und Seen immer weiter aus. Die emissionsbelasteten Zonen um die Verkehrsachsen im Norden und Westen entwickeln sich dagegen zu unterprivilegierten Quartieren. Interessant ist, dass

«Statt Zürich gegen den Rest der Schweiz auszuspielen, muss man das Vertrauen der strukturschwächeren Regionen gewinnen.» Michael Hermann

zudem auf qualitativ hochstehende Arbeitsmärkte angewiesen, und die ballen sich immer stärker in den grossen Zentren mit Universitäten und Fachhochschulen. Es gab einmal den Versuch, im Haslital eine Art Silicon Valley einzurichten: Das scheiterte, weil zu wenige gut ausgebildete Leute dort hinziehen wollten.

Verkommen die zwei grossflächigen Metropolitanräume der Schweiz vollends zum zersiedelten suburbanen Siedlungsbrei?

LEUTHOLD: Wir sind nicht der Meinung, dass hier ein gleichförmiger Brei entsteht. Es bilden sich in diesen Räumen neue Strukturen. Diese Strukturbildung erfolgt nach ähnlichen Prinzipien wie die Quartierbildung in Städten: Im gesamten Mittelland findet eine funktionale Entmischung in Wohn- Arbeits- und Erholungsgebiete statt, die die Grösse ganzer Kantone annehmen können. Weiter gibt es eine Differenzierung in noblere vorderseitige und abgewertete rückwärtige Zonen, wie wir das klassischerweise aus Städten kennen.

HERMANN: Durch das Ausufern der Städte und das Verschwinden der rein agrarisch geprägten Landregionen wird der Stadt-Land-Gegensatz nicht einfach aufgehoben, sondern durch eine neue Polarisierung ersetzt: eine Polarisierung zwischen dynamischen Grosszentren und provinziellen Regionen, die weder über eine eigene Metropole verfügen noch im Einzugsgebiet einer solchen liegen.

die ehemals benachteiligten Gebiete in den Vor-alpen heute genau daraus Kapital schlagen, dass sie die Industrialisierung verpasst haben und deshalb intakte Wohnumfelder für Stadtflüchtige bieten. Die kleinen und mittleren Städte innerhalb der Agglomeration verlieren im Zuge der Quartierbildung ihren Zentrumscharakter. Trotzdem können sie – im Gegensatz zu vielen Kleinstädten ausserhalb der Metropolitanräume – von dieser Entwicklung profitieren. Ehemalige Industriestädte wie Uster oder Horgen werden zu Wohnquartieren für urbane Menschen, die in der Kernstadt keinen geeigneten Wohnraum gefunden haben.

Wenn grosse Teile der Schweiz tatsächlich zur Stadt mit verschiedenen Quartieren verschmelzen: ist es da noch zu verantworten, dass die Raumplanung noch immer fast ausschliesslich in den eng gesteckten Grenzen der einzelnen Gemeinden stattfindet?

LEUTHOLD: Früher wurden die Wachstumsgebiete rund um die Kernstädte eingemeindet, dies lässt sich heute leider kaum mehr durchsetzen. Reiche und arme Gemeinden innerhalb der Metropolitanräume, die strukturell eigentlich Stadtquartiere wären, sind autonom. Das Hauptproblem dabei ist, dass der Lastenausgleich zwischen bevorzugten und benachteiligten Gegenden viel schwieriger zu bewerkstelligen ist als innerhalb einer politisch einheitlichen Stadt. Die sozialen Unterschiede vergrössern sich – zumal wenn es ganze Kantone oder Kantonsteile gibt, die sich zu Ober-

schichtquartieren entwickeln, wie Zug oder Ausserschwyz. Diese stehen dann Kantonen gegenüber, die zu wachsenden Teilen aus Unterschichtquartieren bestehen, wie etwa Glarus oder Solothurn.

Wie lässt sich ihrer Meinung nach eine Reform der räumlichen Ordnung in der Schweiz am ehesten durchsetzen?

HERMANN: Nur mit – nicht gegen die Randregionen. Die Zentrumsregionen sind nicht in der Lage, den übrigen Regionen, welche die politische Übermacht haben, etwas aufzuzwingen. Es bleibt also nur der Weg, den Leuten zu zeigen, dass die Entwicklung hin zu zwei grossen Ballungsräumen unumkehrbar ist. Statt Zürich gegen den Rest der Schweiz auszuspielen, muss man das Vertrauen der strukturschwächeren Regionen gewinnen. Nicht zuletzt von Avenir Suisse wird die Debatte im Moment ideologisiert, sodass zunehmend auch von links Front gegen den Strukturwandel gemacht wird. Dies ist gefährlich, denn eine Allianz der Linken mit den Randregionen kann hierzulande alles verhindern. Gegen die regionalen Egoismen muss sich die Erkenntnis durchsetzen, dass wir alle in einem Boot sitzen, dessen Motoren Zürich und die Genferseeregion sind.

ZU DEN PERSONEN

Michael Hermann und Heiri Leuthold erforschen am Geografischen Institut der Universität Zürich den sozialen und mentalen Wandel in der Schweiz. Mit ihrem «Atlas der politischen Landschaften – ein weltanschauliches Porträt der Schweiz» haben sie breite öffentliche Resonanz ausgelöst. Die beiden Sozialgeografen planen den Aufbau einer transferorientierten Forschungsstelle im thematischen Schnittbereich von Gesellschaft, Politik und Raum.

KONTAKT hermann@geo.unizh.ch,
leuthold@geo.unizh.ch

«NEUTRALITÄT WURDE ZUR HEILIGEN KUH»

Die Bedeutung der Neutralität werde überschätzt, sagt der Historiker Carlo Moos. Moos plädiert für eine Schweizer Aussenpolitik, die flexibler, nüchterner und zeitgemässer mit der Neutralitätsmaxime umgeht. Von David Werner

Herr Moos, rekordverdächtige 89 Prozent aller Schweizerinnen und Schweizer bekannten sich in einer Umfrage vor eineinhalb Jahren zur Neutralität. Für viele ist Neutralität ein Bestandteil schweizerischer Identität. Auch für Sie?

CARLO MOOS: Nein, dafür sehe ich keinen Grund: Wenn ich mir vor Augen halte, wie unterschiedlich das Neutralitätsdogma im Lauf der Geschichte gehandhabt und interpretiert wurde, würde ich meine Identität als Schweizer nicht daran festmachen wollen. Man sollte die Neutralität viel nüchterner sehen: als eine politische Verhaltensweise unter anderen. Neutralität ist nichts Absolutes, man muss sie im Hinblick auf die jeweiligen aussenpolitischen Konstellationen immer wieder neu überdenken.

Die Schweiz ist stets gut gefahren mit ihrer Neutralitätspolitik. Warum sollte man ein Erfolgsrezept ändern?

MOOS: Die beiden Haager Abkommen von 1907 definieren Neutralität dahingehend, dass man sich aus militärischen Bündnissystemen heraushält und auf Gewalt nach aussen verzichtet. Auf dieses Kernelement reduziert finde ich Neutralität eine gute Maxime. Dieses Kernelement bezieht sich auf den Kriegsfall. Doch was tun wir in Friedenszeiten? Egoistisch und kleingeistig unser eigenes Gärtlein pflegen und nur dort Beziehungen eingehen, wo gute Geschäfte winken? Als absolute und alleinige Richtlinie jeglicher Aussenpolitik scheint mir das doch etwas dürftig – zumal in einer Situation, wo wir nicht mehr von verfeindeten Mächten, sondern von einem geeinten Europa umgeben sind. Da muss man sich etwas mehr einfallen lassen.

Die Neutralität ist nicht nur ein aussenpolitisches Instrument, sie hat sich auch als Mittel zur inneren Stabilisierung und zum Ausgleich

zwischen den Sprach- und Konfessionsgruppen bewährt.

MOOS: Das stimmt – in Bezug auf bestimmte Epochen. Wenn sich die konfessionell tief gespaltene Eidgenossenschaft der frühen Neuzeit auf Religionskriege eingelassen hätte, wäre sie vollends zerrissen worden. So auch in der Zeit der Nationalstaaten und des Imperialismus: im Zuge der Gründung des Deutschen Reiches tat sich in der Schweiz der Röstigraben auf. Hochrangige Deutschschweizer Schriftsteller wie Conrad Ferdinand Meyer jubelten über die deutsche Einigung. Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges standen die Deutschschweizer mehrheitlich auf deutscher, die Romands auf

«Doch was tun wir in Friedenszeiten? Egoistisch und kleingeistig unser eigenes Gärtlein pflegen.» Carlo Moos

französischer Seite. Die Identifikation der Landesteile mit den jeweiligen Sprachgruppen wurde zum Problem. Es konnte durch die Neutralitätspolitik entschärft werden.

Und seither hat das Argument der inneren Stabilisierung an Bedeutung verloren?

MOOS: Seither hat es keine internationalen Konstellationen mehr gegeben, die die Schweiz inneren Zerreissproben ausgesetzt hätten. Auch der Zweite Weltkrieg nicht. Die Landesteile waren sich mehr oder weniger einig in ihrer Ablehnung des Nationalsozialismus, des italienischen Faschismus und des Vichy-Regimes. Ebenso geschlossen war dann im Kalten Krieg die Ablehnung des Kommunismus und das Zugehörigkeitsgefühl zum Westen. Zur Gewährleistung innerer Stabilität war die Neutralität schon längst obsolet. Seit 1945 steht in der Schweiz die Neutralitätsrhetorik in einem

krassen Missverhältnis zur tatsächlichen politischen Funktion der Neutralität. Je stärker Neutralität an Bedeutung verlor, desto mehr wurde sie zur heiligen Kuh hochstilisiert.

Stichwort Zweiter Weltkrieg: Die Schweizer Neutralitätspolitik dieser Zeit steht moralisch unter Beschuss. Israel Singer, Vorsitzender des jüdischen Weltkongresses, hat jüngst erklärt, die schweizerische Neutralität sei angesichts des Holocaust ein Verbrechen gewesen.

MOOS: Das Verhalten der Schweiz im Zweiten Weltkrieg war, wenn nicht verbrecherisch, so doch hochgradig problematisch. Es ist das gute Recht und die Aufgabe des jüdischen Weltkongresses, an die dunklen Seiten in der Geschichte der Schweiz und anderer europäischer Länder zu erinnern. Nicht stichhaltig

finde ich allerdings, wie Singer die Neutralität beurteilt. Seine Polemik ist falsch aufgezogen. Es stimmt, man hat Tausende jüdische Flüchtlinge abgewiesen und damit ins Verderben geschickt, obwohl das Boot nicht voll war. Aber das ist nicht wegen der Neutralität geschehen, sondern vor allem aus Überfremdungsangst.

Kann man dem Holocaust gegenüber mit gutem Gewissen überhaupt eine neutrale Position einnehmen?

MOOS: Wenn man so fragt natürlich nicht, auf dieser rein moralischen Ebene verbietet sich Neutralität. Zieht man die konkreten Umstände in Betracht, sieht das anders aus. Die Neutralität der Schweiz hat nicht zur Verlängerung des Krieges beigetragen, ein Kriegseintritt der Schweiz auf Seiten der Alliierten hätte keine positiven Wirkungen gehabt, das weiss man nicht erst seit dem Bergier-Bericht.

A man with glasses, wearing a long grey trench coat and black boots, stands on a metal walkway. He is leaning on a metal railing and looking towards the camera. The background is a chain-link fence, and through it, a cityscape and a large blue structure are visible under a clear blue sky. A red rectangular box is overlaid on the image, containing the text 'CARLO MOOS HISTORIKER'.

CARLO
MOOS
HISTORIKER

Die Schweiz hat Kriegsmaterial ausgeführt, Kredite an Nazideutschland und Italien gewährt und den Transit von Kriegsmaterial durch den Gotthard erlaubt. War die Schweizer Neutralitätspolitik im Zweiten Weltkrieg überhaupt konsequent?

MOOS: Wirklich massive Neutralitätsverletzungen im Sinne einer absichtlichen Besserbehandlung einer kriegführenden Partei sind nicht eingetreten. Die Neutralitätsverletzun-

ale Integrität völkerrechtlich absichern zu lassen?

MOOS: Dieser Schritt hat sich als glücklich für die Schweiz erwiesen. Doch es stimmt nicht, dass die Schweiz sich ihre Neutralität heroisch erkämpft hätte, wie man das gern annimmt. Die Schweiz hatte zu dieser Zeit wenig Karten in der Hand, sie lag nach den Durchmärschen fremder Armeen in den Napoleonischen Kriegen am Boden. Die Neutralitätsanerkennung kam zu-

«Neutralität bedeutet nicht zwingend Isolation. Ein EU-Beitritt der Schweiz wäre ohne Verletzung der Neutralität möglich.» Carlo Moos

gen, die passiert sind, waren Notwendigkeiten, die sich aus der Lage der Schweiz ergaben. Das eigentliche Problem liegt in der Art, wie man seit Kriegsende die Schweizer Neutralitätspolitik der Weltkriegsjahre hochgejubelt hat.

Welches sind die Motive, die Neutralität so zu erklären?

MOOS: Das Phänomen scheint mir weitgehend irrational. Sicher gibt es eine enge Verkopplung des Neutralitätsgedankens mit dem Willen zur Aufrechterhaltung der schweizerischen Souveränität. Allerdings hat gerade der Umstand, dass die Schweiz unbehelligt aus dem Zweiten Weltkrieg hervorging, wenig mit der Neutralität zu tun. Ein nicht neutrales Land hätte sich in gleicher Situation ähnlich verhalten können wie die Schweiz. Der Umstand, dass die Schweiz von Hitlerdeutschland nicht besetzt wurde, hat viele Gründe – keiner davon hat direkt mit Neutralität zu tun. Als Finanzdrehscheibe, als Gotthard-Transitland und Rüstungsexportland war die Schweiz Hitler nützlicher denn als besetztes Gebiet. Die Neutralität allein – das zeigt in beiden Weltkriegen das Beispiel Belgien – schützt nicht vor fremdem Einmarsch. Neutralität hat immer zwei Aspekte: Willensbekundung von innen und Anerkennung von aussen.

Völkerrechtlich festgeschrieben wurde die Schweizerische Neutralität im 2. Pariser Frieden 1815. War es ein kluger Schritt für ein kleines, verletzliches Land, sich die territori-

stande, weil sie im Interesse einiger Grossmächte lag. Österreich wollte den ehemaligen französischen Vasallenstaat Schweiz zur Pufferzone gegen Frankreich machen.

Gab es Phasen in der Schweizer Geschichte, wo die Neutralität zur Debatte stand?

MOOS: Ja, bei der Gründung des modernen Bundesstaates 1848. Viele Freisinnige, die das Gedankengut der 1848er-Revolution vertraten, waren für eine Abkehr von der Neutralität. Kern dieser Strömung waren Radikale aus dem Tessin und der Westschweiz, die den Italienern im Befreiungskrieg gegen Österreich helfen wollten. Im April 1848 kam ein Unterstützungsgesuch des Königs von Sardinien-Piemont, das dann allerdings von der Tagsatzung abgelehnt wurde. Die Episode zeigt, dass Neutralität durchaus diskutabel war. Das gilt auch noch für die Zeit zwischen den Weltkriegen, wie der Beitritt zum Völkerbund 1920 demonstriert. Man sah ein, dass man die Neutralität elastischer gestalten musste und schuf die so genannte differenzielle Neutralität. In militärischer Hinsicht blieb man strikt neutral, ansonsten aber erlaubte man sich die Beteiligung an multilateralen Massnahmen wie beispielsweise Wirtschaftssanktionen. Das war eine bis heute wegweisende Regelung. Die Schweiz konnte damals für einige Jahre eine international recht bedeutende Rolle einnehmen.

Wenn man den Völkerbundsbeitritt von 1920 mit dem UNO-Beitritt von 2002 vergleicht,

dann war letzterer im Hinblick auf die Neutralitätsdoktrin weit weniger kühn.

MOOS: Das stimmt, denn die UNO hat im Gegensatz zum Völkerbund ihren universalen Anspruch verwirklicht, während der Völkerbund zur Zeit des Beitritts der Schweiz noch in erster Linie ein Zusammenschluss der Siegermächte war. Man war wirklich kühn damals. Die Völkerbundsbeauftragten waren geradezu enthusiastisch, wie in vielen anderen Teilen Europas auch. Man wollte eine neue Welt ohne Krieg bauen – und dabei wollte auch die Mehrheit der Schweizer mitmachen.

Im Laufe der Nachkriegszeit hat sich in der Schweiz die Auffassung verfestigt, Neutralität sei mit aussenpolitischer Abstinenz gleichzusetzen. Steht die Neutralitätsdoktrin heute dem Aufbruch der Schweiz im Weg?

MOOS: Nein, denn wie die Völkerbunds-Episode zeigt, muss Neutralität nicht zwingend mit aussenpolitischer Isolation einhergehen. Ein EU-Beitritt der Schweiz etwa wäre ohne Verletzung der Neutralität möglich. Die Schweiz sollte zu einem pragmatischeren Umgang mit ihrer Neutralität finden. Die Versuche unserer Aussenministerin, den Neutralitätsbegriff im Sinne aktiver Neutralität neu zu besetzen, finde ich begrüssenswert. Man sollte den Begriff Neutralität ins Positive, Konstruktive wenden, statt es nur als Chiffre für die Abwehr aller internationalen Kooperationsmöglichkeiten zu behandeln.

ZUR PERSON

Carlo Moos ist Professor für Allgemeine und Schweizer Geschichte der Neuzeit am Historischen Seminar der Universität Zürich. Er ist unter anderem Mitglied der Unabhängigen Historikerkommission Liechtenstein-2. Weltkrieg. Eine der letzten grösseren Publikationen war das Buch: «Ja zum Völkerbund – Nein zur UNO. Die Volksabstimmungen von 1920 und 1986 in der Schweiz», Zürich 2001.

KONTAKT camoos@hist.unizh.ch

WEBSITE www.hist.unizh.ch/camoos/

«WIR BRAUCHEN DIE BESTEN TALENTE»

Die Schweiz kommt wirtschaftlich nicht vom Fleck, weil sie aus ihrem Potenzial zu wenig macht. «Wir brauchen ambitionöse Ziele. Mit dem Status quo dürfen wir uns nicht zufrieden geben», fordert der Ökonom Beat Hotz-Hart. Von Thomas Gull

Herr Hotz-Hart: Einige Schweizer Unternehmen melden für das vergangene Geschäftsjahr Rekordgewinne, die Schweizer Wirtschaft als Ganzes kommt jedoch seit 15 Jahren nicht mehr vom Fleck. In den 1990er-Jahren war die Schweiz das einzige OECD-Land mit einem negativen Wirtschaftswachstum. Wie erklären Sie sich diese Misere?

BEAT HOTZ-HART: Neben den breit diskutierten Erklärungen wie dem hohen Grad der Regulation etwa im Bereich der Telekommunikation und der Elektrizitätswirtschaft, dem abgeschotteten Binnenmarkt oder der rasch angewachsenen Staatsquote gibt es zumindest einen weiteren wichtigen, aber wenig beachteten Grund: den strukturellen Wandel. Die klassischen industriellen Wachstumsträger der Schweizer Wirtschaft wie Maschinenbau und Elektrotechnik wurden im Zuge der wirtschaftlichen Veränderungen der vergangenen 15 Jahre abgebaut oder verlagert. Die Frage für die Schweiz ist: Wo sind unsere neuen Wachstumsträger? Wir haben Mühe, neue Unternehmen und Wirtschaftszweige aufzubauen. Medizintechnik und Life Sciences sind relativ junge Bereiche, geprägt von jungen Unternehmen. Obwohl wir auf diesen Gebieten auch politisch sehr aktiv sind, können dort nicht so viele Arbeitsplätze geschaffen werden, wie in den klassischen Industriebetrieben verloren gegangen sind. Bleiben die kommerziellen Dienstleistungen wie Finanzen. Im internationalen Vergleich sind sie die wichtigsten Wachstumsträger. Die Schweiz erreicht in diesem Bereich jedoch nicht die gleiche Dynamik wie die Konkurrenz im Ausland. Und die anteilmässig bedeutenden Bereiche soziale Wohlfahrt, Gesundheit, Bildung und Unterricht weisen eine geringe Produktivität auf und vergrössern das BIP-Potenzial nur wenig. Dagegen gibt es bei uns als traditionelles wirtschaftliches «Standbein», die Pharma-

industrie, die nach wie vor sehr dynamisch ist. Zusammengefasst: Unser Portfolio ist so strukturiert, dass wir noch kräftig daran arbeiten müssen, bis wir wieder ein grösseres Wirtschaftswachstum erreichen.

Die KOF, die Konjunkturforschungsstelle der ETH, hat gezeigt, dass die Schweiz im europäischen Innovationsranking nach wie vor den ersten Platz belegt (Tendenz sinkend), wie erklären Sie sich die Diskrepanz zwischen der Bereitschaft der Unternehmen innovativ zu sein, und dem stagnierenden Wirtschaftswachstum?

HOTZ-HART: Die Innovationen der Schweizer Unternehmen sind nicht unbedingt auf Wachstum angelegt. Sie führen zu Rationalisierungen und Kosteneinsparungen, es sind aber kaum ra-

potenziale, die erst am Markt in erfolgreiche Produkte umgesetzt und verkauft werden müssen. Erst dann werden sie wirtschaftlich wirksam. In der Schweiz funktioniert die Realisierung und Vermarktung von Erfindungen zu wenig gut. Da müssen wir leistungsfähiger werden. Insgesamt haben wir immer noch ein starkes Faible für das Technische. Der gleichzeitige Blick und das Gespür für das Wirtschaftliche – für das «Geschäft» – fehlt uns noch zu oft. Diese Marktorientierung sollte nicht zuletzt auch an den Hochschulen geschärft werden: Gute Forschung und gute wirtschaftliche Ergebnisse sind kein Widerspruch.

Trotz aller Kritik attestieren Sie der Schweiz das Potenzial, ein global erfolgreicher Wirtschaftsraum zu werden bzw. zu bleiben wie etwa das Silicon Valley oder die Boston Area?

HOTZ-HART: Bei dem von der Schweiz erreichten Wohlstandsniveau muss sie sich mit diesen World Players messen. Durch die Globalisierung

«Die Schweiz muss bei der Realisierung und Vermarktung von Erfindungen leistungsfähiger werden.» Beat Hotz-Hart

dikale Innovationen wie neue Produkte, die neue Märkte erschliessen und neue Wachstumsmöglichkeiten eröffnen.

In Ihrem Buch «Innovation Schweiz» stellen Sie fest, die Schweiz mache aus ihren überdurchschnittlichen Möglichkeiten wirtschaftlich immer weniger. Woran liegt das?

HOTZ-HART: Wir haben eine neue Untersuchung über Patente, Markenrechte und Copyrights durchgeführt. Die Schweiz hat sich 1999 bis 2002 sehr positiv entwickelt. Auf neuen, bisher wenig bearbeiteten und zukunftsreichen Gebieten wurden Patente und Markenrechte angemeldet. Wir haben gute Ideen, solide Entwicklungsarbeiten und nun auch ein besseres Profil bei den Patenten. Aber das sind alles nur

stehen wir im Wettbewerb mit diesen Standorten und müssen in der Weltklasse spielen. Was zählt, ist ein kohärentes und starkes Auftreten nach aussen als global erstklassiger Standort für Innovationen.

Die Schweizer Wirtschaft bewegt sich mit zwei Geschwindigkeiten: Auf der einen Seite haben wir international sehr erfolgreiche Unternehmen. Gleichzeitig haben wir die geschützte Binnenwirtschaft, die für die lokalen Märkte arbeitet, überreguliert und wettbewerbschwach ist. Sie fordern die Überwindung dieser Zweiklassen-Wirtschaft. Wie soll das bewerkstelligt werden?

HOTZ-HART: Das bedeutet Deregulierung und Liberalisierung, wie es beispielsweise im

Binnenmarktgesetz vorgesehen ist. Doch dieses wird etwa von gewerblicher Seite immer wieder abgeschwächt. Das Ziel dieses Gesetzes ist die Bildung eines Wirtschaftsraumes Schweiz, wie es einen Wirtschaftsraum EU gibt. Dieser Wirtschaftsraum Schweiz existiert bisher nicht wirklich, weil es diverse regulatorisch bedingte Aufteilungen und Abschottungen gibt. Die bilateralen Verträge mit der EU dürften wesentlich zur Liberalisierung beitragen.

Allerdings brauchen wir die gewerbliche Binnenwirtschaft. Sie trägt wesentlich zur Versorgung und zur Lebensqualität bei. Nur, die Leute, die diese Leistungen kaufen, leben zu einem guten Teil von der internationalen, exportorientierten Wirtschaft. Die eigentlichen Wohlstandsträger sind – etwas überspitzt formuliert – die international tätigen Unternehmen wie die Grossbanken oder die Pharmafirmen. Wenn die lokale Wirtschaft als Versorger oder Zulieferer zu teuer ist, wird sie für die exportorientierte Wirtschaft zu einem belastenden Kostenfaktor. Eine verkrustete Binnenwirtschaft wird deshalb immer mehr zum Klumpfuss der dynamischen exportorientierten Wirtschaft.

Die «Liberalisierung» hat ein Imageproblem: sie wird nicht als Chance gesehen, sondern in erster Linie in Verbindung gebracht mit dem Verlust von Arbeitsplätzen und dem Abbau von sozialer Sicherheit. Was wäre zu tun, um diesen Prozess positiver zu besetzen?

HOTZ-HART: Diese Angst ist berechtigt. Wenn die Binnenwirtschaft dynamisiert wird, kommt es tatsächlich zum Abbau von Stellen und zur Schliessung von kleineren gewerblichen Betrieben. Doch die Wirtschaft als Ganzes sollte wettbewerbsfähiger werden und deshalb danach schneller wachsen. Die politische Frage ist, wer die Kosten des Strukturwandels trägt. Deshalb braucht es ein System der sozialen Abfederung und des sozialen Ausgleichs. Und es braucht einen funktionierenden Arbeitsmarkt. Glücklicherweise ist der Arbeitsmarkt einer der leistungsfähigsten Bereiche der Schweizer Wirtschaft. Er funktioniert viel besser als etwa in Deutschland oder Frankreich.

Was heisst besser?

HOTZ-HART: Der Arbeitsmarkt ist «flexibler»,

das heisst, man kann die Leute rascher entlassen; sie werden aber gerade deshalb auch rascher wieder eingestellt. Die Flexibilität und die Mobilität zwischen Berufen und Firmen und die gute Qualifikation der Arbeitskräfte gehören zu den Stärken unseres Arbeitsmarktes. Im internationalen Wettbewerb spricht man immer von Unterschieden in der Steuerbelastung. Diese sind jedoch nicht so relevant. Standortentscheide von Firmen können mit Steuergeschenken allein wenig beeinflusst werden. Für Unternehmen besonders wichtig ist, ob sie vor Ort qualifizierte Leute finden.

Gerade bei den gut ausgebildeten Arbeitskräften hat die Schweiz jedoch Nachholbedarf – viele Firmen müssen solche Mitarbeiter im Ausland suchen. Wo müssen da noch grössere Anstrengungen gemacht werden?

HOTZ-HART: Zunächst müssen wir uns bewusst werden, dass die Schweiz allein aus ihrem eigenen Bevölkerungspotenzial den Bedarf an qualifizierten Arbeitskräften langfristig nicht decken kann. Wir sind deshalb auf eine angemessene Zuwanderung angewiesen. Weiter müssen wir beim Angebotsportfolio der Ausbildung ansetzen: es braucht neue Berufsausbildungen und Studiengänge. Das ist eines der zentralen Probleme: Wie spielt das Angebot des Ausbildungssystems zusammen mit dem Wandel im

ben, wurden zusammengelegt zu einer neuen, modularen Ausbildung. Künftig werden die Berufsleute in diesem Bereich besser ausgebildet sein, als dies heute der Fall ist.

Die Schweizer Hochschulen betreiben in verschiedenen Bereichen wie den Life Sciences, der Medizin oder bei neuen Technologien internationale Spitzenforschung. Wird dieses Potenzial wirtschaftlich genügend genutzt?


HOTZ-HART: Für den Standort Schweiz könnten aus diesen ausgezeichneten Forschungsleistungen noch mehr herausgeholt werden. Die Frage ist wie? Es gibt verschiedene Möglichkeiten, etwa indem man an starke Wirtschaftspartner Lizenzen vergibt, die aus den wissenschaftlichen Erkenntnissen Produkte machen. Eine zweite Möglichkeit sind Start-up- oder Spinoff-Firmen, die Forscher zusammen mit externen Partnern gründen. Bei den Hochschulen hat in den vergangenen Jahren in dieser Hinsicht ein Bewusstseinswandel stattgefunden. Die Universitäten im angelsächsischen Raum beteiligen sich vielfach auch finanziell an solchen neuen Firmen. Das könnte in der Schweiz auch gemacht werden. Obwohl sich die Hochschulen heute aktiv darum bemühen, Forschungsergebnisse für praktische Verwertungen zugänglich zu machen, sehe ich einen Konflikt: Die Aufgabe der Universität ist eben

«Standortentscheide hängen davon ab, ob die Unternehmen vor Ort qualifizierte Leute finden. Steuern haben wenig Einfluss.» Beat Hotz-Hart

Bedarf der Wirtschaft? Das Bildungssystem hat einen längeren Zeithorizont und ist träger, muss sich aber an die neuen Bedürfnisse anpassen. Ein Beispiel wären die Finanzmarktspezialisten. In Zürich gab es da lange Zeit einen grossen Engpass. Deshalb haben die Schweizer Banken die Leute vielfach direkt in London und in Frankfurt angeworben. Heute gibt es an der Universität Zürich entsprechende Studiengänge, und die Universität ist das Leading House des nationalen Forschungsschwerpunktes «Finanzbewertung und Risikomanagement». Oder die Informatik in der Berufsbildung. Fünf verschiedene Berufe, die etwas mit Informatik zu tun ha-

doch, Lehre und Spitzenforschung zu betreiben und nicht, für kleine und mittlere Unternehmen (KMU) praktische Probleme zu lösen. Deshalb muss dieser Wissens- und Technologietransfer differenziert betrachtet werden. Es gibt zwei Ebenen: Die Universitäten und die ETH machen Spitzenforschung und orientieren sich am Weltmassstab; sie entwickeln High-End-Anwendungen. Die Fachhochschulen erarbeiten mit der Wirtschaft praktische Lösungen.

Finnland hat in den 90er-Jahren mit sehr grossem Erfolg die Wirtschafts- und Bildungs-

A portrait of Beat Hotz-Hart, an older man with white hair and glasses, wearing a dark green heavy-duty jacket. He is standing at a construction site with a crane and building structure in the background. A red box with white text is overlaid on the left side of the image.

BEAT
HOTZ-HART
ÖKONOM

politik geändert. Was kann die Schweiz von den Finnen lernen?

HOTZ-HART: Internationale Vergleiche sind nicht einfach, weil sich die Gesellschafts- und Wirtschaftssysteme in den Ländern als Ganzes unterscheiden. Wir haben deshalb nur einzelne Elemente des finnischen Modells angeschaut. Etwa die TEKES, eine Organisation, die sich mit der KTI (Kommission für Technologie und Innovation) vergleichen lässt. Wir haben festgestellt, dass TEKES über Förderinstrumente verfügt, die es bei uns nicht gibt, wie verschiedene Formen der Finanzierung von Projekten: Die TEKES bezahlt beispielsweise nicht nur «a

Was wäre in der Schweiz zu tun, um einen vergleichbaren Mentalitätswandel zu erreichen?

HOTZ-HART: Wir müssen uns ambitionöse Ziele setzen. In der Schweiz sind solche kaum vorhanden. In naher Zukunft müssen wir uns entscheiden, wo unsere Prioritäten liegen: in der Pflege des Bestehenden, dem «status quo plus», oder in einer national getragenen Bewegung, die echte und gewichtige Schritte nach vorne wagt. Die Schweiz muss ein «Hub», ein Knoten in einem Netzwerk sein, wo die weltweit besten wissenschaftlichen und unternehmerischen Talente zusammenkommen, sich mit Lokalen in Teams zusammenschliessen und gemeinsam Innova-

Die Stimmung aufzuhellen wäre eine Aufgabe der politischen Führung. Da müsste doch der Bundesrat in die Hosen, der sich konfus und defensiv verhält, sich vor allem mit Sparen beschäftigt und keine zukunftsorientierten Visionen hat?

HOTZ-HART: Das ist eine ganz heikle Frage. Als Universitätsprofessor würde ich Ihnen zustimmen und sagen: In der Schweiz fehlt es im Innovationsbereich an politischem Leadership. In den letzten zwei bis drei Jahren hat sich die Politik in der Schweiz im Kreis gedreht: grosse Aktivitäten, aber wenig wirklich bewegt; kaum Flagge gezeigt. Andererseits bin ich der Meinung, dass die Politik allein nicht alles bewegen kann. Wenn es um die Hebung der Stimmung im Land geht, sind alle gefragt, die Medien, die Schulen, alle Bürgerinnen und Bürger.

«Der Schweiz fehlt es im Innovationsbereich an politischem Leadership. Die Politik hat sich in den letzten Jahren im Kreis gedreht.» Beat Hotz-Hart

fonds perdu»-Beiträge an die Hochschulen, sondern vergibt auch Darlehen, die im Erfolgsfall rückzahlbar sind. Von entscheidender Bedeutung ist, dass in Finnland Innovationspolitik eine nationale Priorität ist. Es gibt einen nationalen Innovationsrat unter der Leitung des Premierministers.

Inspiziert vom finnischen Erfolg, verlangen Sie auch für die Schweiz einen nationalen Innovationsrat und eine vom Bundesrat formulierte nationale Innovationspolitik?

HOTZ-HART: Genau. Solche Organe gibt es aber auch in Japan, England oder den Niederlanden. Was zeigt das Beispiel Finnland? Ausschlaggebend ist nicht, dass der Innovationsrat, der etwa zweimal pro Jahr tagt, bestimmte Entscheide trifft. Entscheidend ist vielmehr, dass ein nationaler Lern- und Konsensprozess stattfindet. Wenn sich Top-Entscheidungssträger zweimal im Jahr überlegen, wie die Innovationskraft des Landes gesteigert werden könnte und das im weiteren Kreis diskutiert wird, hat es Auswirkungen auf die Mentalität. Wenn sich die verschiedenen Partner zusammenraufen – die Sozialpartner sind auch dabei – haben sie auch mehr Verständnis für strukturellen Wandel, für das Eingehen von Risiken oder für neue Investitionsmöglichkeiten. Deshalb hat der Innovationsrat in Finnland einiges bewegt.

tionen entwickeln, die wiederum in der ganzen Welt vermarktet werden. Wissensbasierte Dienstleistungen, etwa im Finanz- oder Ingenieurbereich, sind eine solche Zukunftschance für die Schweiz. Heute arbeiten etwa 22 Prozent der Erwerbstätigen der Schweiz in diesem Bereich, der rasch weiter wachsen wird. Dazu brauchen wir jedoch mehr qualifizierte Arbeitskräfte. Wir müssen ein attraktiver Bildungs- und Arbeitsplatz sein, damit die Talente in die Schweiz kommen wollen. Der Internetsuchdienst Google, der in Zürich seinen europäischen Hauptsitz eingerichtet hat, ist ein gutes Beispiel.

Das wäre Ihre Vision?

HOTZ-HART: Ja, und wir arbeiten in der Schweiz auf dieses Ziel des Innovations-Hubs hin. Was gehört dazu? Unser Bildungssystem, unsere Forschungsanstrengungen, unser Arbeitsmarkt. Wichtig sind auch optimale wirtschaftliche Rahmenbedingungen wie mässiges Steuerniveau, eine vertretbare Staatsquote und geringe administrative Hürden. Diese sind auf dem Niveau, das wir anstreben, selbstverständlich und unabdingbar. Nur, alleine wird das nicht ausreichen! Alle, die an diesem Ziel arbeiten, haben im Kopf, dass wir einen Weltmarkt-Spitzenplatz als Innovations-Hub erreichen wollen. Wir müssen gewinnen wollen; «nicht verlieren» ist keine Vision.

Wie beurteilen Sie die Zukunft der Schweizer Wirtschaft – kann die Stagnation überwunden werden?

HOTZ-HART: Wir haben agile KMU und kräftige multinationale Unternehmen. Beide arbeiten mit einem Bildungs- und Wissenschaftssystem zusammen, das gute Leistungen erbringt und das wir laufend verbessern wollen. Die Schweizer Wirtschaft hat ein enormes Potenzial. Wir sollten unser Land nicht politisch blockieren, sondern uns aufraffen und die vorhandenen Chancen realisieren.

ZUR PERSON

Beat Hotz-Hart ist Vizedirektor beim Bundesamt für Berufsbildung und Technologie und Professor für angewandte Volkswirtschaftslehre an der Universität Zürich. 2005 hat er das Buch «Innovation Schweiz» herausgegeben (Rüegger-Verlag, Zürich).

KONTAKT Beat.Hotz@bbt.admin.ch

WEBISTE www soi.unizh.ch/chairs/hotz/index/html

«OHNE AUSBILDUNG KEINE ARBEIT»

Die Jugend braucht Zukunftsperspektiven, und sie braucht Lehrstellen. Diese werden immer knapper – und ein Teil der Jugendlichen wird für die falschen Berufe ausgebildet, kritisiert die Soziologin Marlis Buchmann. Von Roger Nickl

Frau Buchmann, was sind die wichtigsten Faktoren, die es heute und in Zukunft Jugendlichen ermöglichen, sich positiv zu entwickeln, ihren Platz in der Gesellschaft zu finden?

MARLIS BUCHMANN: Eine angemessene Ausbildung ist sicher ein ganz entscheidender Faktor für eine gelingende soziale Integration. Jugendliche müssen sich zudem in einer Welt zurechtfinden, die sich schnell wandelt. Das Leben ist mobiler geworden, die Gesellschaft heterogener und individualisierter. Die Erwachsenen von morgen müssen Fähigkeiten und Kompetenzen erwerben, die eine Integration unter diesen Umständen fördern. Sie sollten sich auch Grundwerte einer demokratischen Gesellschaft aneignen, die den sozialen Zusammenhalt fördern: Toleranz, Respekt vor anderen Ethnien und Religionen und Konfliktfähigkeit. In einer rapide sich verändernden Gesellschaft entstehen automatisch mehr Konflikte und Probleme. Das sollte man nicht nur negativ sehen – schlecht sind diese Herausforderungen nur, wenn man sie nicht lösen kann.

Mehr Jugendarbeitslosigkeit und jugendliche Sozialhilfebezügler – das Leben in der Schweiz ist für einen Teil der Jugendlichen härter geworden. Was ist da falsch gelaufen?

BUCHMANN: Von der Arbeitslosigkeit betroffen sind vor allem Jugendliche mit geringer Ausbildung. Ein Grund dafür ist die lange Rezession der 90er-Jahre, die die Ausbildungsbereitschaft der Betriebe gesenkt hat. Wenn Ausbildungsplätze knapper werden, haben es Jugendliche mit einem kleinen Schulrucksack schwieriger. Ein wichtiger Punkt ist aber auch der ökonomische Strukturwandel. Die Arbeitsplätze verschieben sich immer mehr in den Dienstleistungssektor. Wenn man die Verteilung der Lehrstellen anschaut, so ist ein überwie-

gender Teil jedoch immer noch im gewerblich-industriellen Sektor angesiedelt. Das heisst, Jugendliche werden für Berufe ausgebildet, deren Qualifikationen auf dem Arbeitsmarkt zu wenig nachgefragt werden. In dieser Konstellation sind Friktionen vorprogrammiert.

Das heisst, Wirtschaft und die Politik hinken dem Strukturwandel hinterher. Wie könnten die bestehenden Schwierigkeiten Ihrer Meinung nach gelöst werden?

BUCHMANN: In der Schweiz absolvieren immer noch rund zwei Drittel aller Schulabgängerinnen und -abgänger eine Berufslehre. Dieser Trend wird sich auch in Zukunft fortsetzen. Es muss das Ziel sein, diesen Schulabgän-

greifende Ausbildungskonzepte finden. Der ökonomische Wandel ist rasant, entsprechend schnell veralten die beruflichen Qualifikationen. Das heisst, je enger und spezifischer eine Ausbildung ist, desto geringer ist ihre Anschlussfähigkeit an den Arbeitsmarkt, wenn diese Qualifikationen weniger nachgefragt werden. Wir wissen heute allerdings noch zu wenig darüber, welche Merkmale einer beruflichen Ausbildung entscheidend sind, damit die erworbenen beruflichen Qualifikationen auch bei einem Strukturwandel die Anschlussfähigkeit an den Arbeitsmarkt nicht verlieren.

Welche intellektuellen und praktischen Fähigkeiten sind heute und in Zukunft im Berufsleben besonders gefragt?

BUCHMANN: Jugendliche müssen heute noch mehr lernen, wie man sich gezielt Informationen aus verschiedensten Quellen beschafft.

«Je enger und spezifischer eine Ausbildung ist, desto geringer ist ihre Anschlussfähigkeit an den Arbeitsmarkt.» Marlis Buchmann

gern genügend Ausbildungsplätze anzubieten, damit sie ihre Zukunftschancen realisieren können. Sollte es nicht möglich sein, die Zahl der Ausbildungsplätze zu erhöhen, sind neue, innovative Ausbildungskonzepte gefragt, die nicht auf der traditionellen, klassischen Berufslehre aufbauen.

Wie könnten solche innovativen Ausbildungskonzepte aussehen?

BUCHMANN: Anstelle von einzelnen Betrieben könnten vermehrt Betriebsverbände für die Ausbildung von Lehrlingen sorgen. Das hätte auch für die Auszubildenden Vorteile: Sie würden verschiedene Betriebe kennen lernen und so ihren Erfahrungshorizont erweitern. In dieser Richtung wird bereits einiges gemacht. Trotz der Reformen einzelner Fachausbildungen müsste man aber vermehrt auch berufsüber-

Das berufliche Fachwissen wird zwar auch künftig zentrale Bedeutung haben, in Zeiten des schnellen Wandels muss man aber wissen, wie man es à jour hält. Zentral ist zudem, dass junge Leute lernen, Probleme zu strukturieren und zu lösen. Das sind Fähigkeiten, die in allen Arbeitsbereichen gefordert werden. In vielen Berufen ist es ja nicht mehr so, dass die Arbeit in eng vorgegebenen Bahnen abläuft. Da ist oft Organisationstalent und verstärkte Eigeninitiative gefragt. Und nicht zuletzt sind soziale Kompetenzen gefordert: Heute wird immer mehr in Teams gearbeitet – das fordert Kooperations- und Konfliktfähigkeit. Zudem verlangt die Dienstleistungsgesellschaft immer mehr kommunikative Fähigkeiten.

Das tönt anspruchsvoll – was bedeutet dies für Jugendliche, die schulisch nicht so stark



MARLIS
BUCHMANN
SOZIOLOGIN

sind? Werden sie von der Entwicklung einfach überrollt?

BUCHMANN: Längerfristig betrachtet ist es tatsächlich so, dass die Anforderungen gestiegen sind. Vor 25 Jahren war es noch so, dass auch Jugendliche ohne Berufsausbildung einen Job gefunden haben. Heute ist das sehr viel schwieriger geworden. Was die schulische Entwicklung anbelangt, so weiss man, dass die Weichen bereits früh gestellt werden. Es ist deshalb wichtig, möglichst viele Kinder früh schulisch

In Zeiten des schnellen Strukturwandels ist die Kreativität und die Innovationskraft der Jugend besonders gefragt. Wie kann sie optimal gefördert werden?

BUCHMANN: Auch hier gilt: Wenn man das kreative Denken fördern will, muss man schon bei den ganz Kleinen damit beginnen. Man sollte zudem nicht immer von der Vorstellung von Standardschülern ausgehen. Die Schweiz ist ein Land mit einem hohen Konformitätsdruck. Manchmal hat man den Eindruck, es gäbe eine

«Es ist günstiger, Ausbildungsplätze zu sichern, als später Arbeitslosenunterstützung und Sozialhilfe zu zahlen.» Marlis Buchmann

gut zu integrieren und und dafür zu sorgen, dass sie nicht bereits in frühen Stadien der Schulkarriere auf das Abstellgleis gestellt werden.

Bereiten die Schweizer Schulen Kinder und Jugendliche zu wenig gut auf die Anforderungen der Zukunft vor? Wie müsste das Schweizer Bildungssystem allenfalls reformiert werden?

BUCHMANN: Die Probleme sind erkannt. Nur: Sobald die Finanzen knapper werden, wird bei der Bildung zuerst gespart. Wenn Schulklassen aufgrund geburtenschwächerer Jahrgänge kleiner werden, legt man sie sofort zusammen. Man vergibt sich damit die Chance, vermehrt individualisiertes Lernen zu ermöglichen, umso gezielt die Stärken der Kinder zu fördern und vorhandene Schwächen gut aufzufangen.

Bei der Bildung wird zuerst gespart, sagen Sie. Auf der anderen Seite wird immer wieder öffentlich verkündet, Bildung sei das wichtigste Kapital der Schweiz. Wie beurteilen Sie diesen Widerspruch?

BUCHMANN: Politik denkt oft kurzfristig – gefragt sind aber Konzepte, die einen längeren Atem haben. Hinzu kommt, dass wir im Bildungsbereich keine starken Lobbies haben, die Investitionen durchsetzen können. Es herrscht zwar Konsens darüber, dass eine postindustrielle Gesellschaft gut ausgebildete Leute braucht. Aus diesen Zielvorstellungen werden aber zu wenig Konsequenzen gezogen.

Art Schablone, in die alle Schüler passen müssen, ob sie nun reinpassen oder eben nicht. Es fehlen immer noch Freiräume für das individualisierte Lernen – etwa kleinere Schulklassen. Die Frage ist, ob man sich dies leisten kann und will.

Sie fordern Handlungs- und Toleranzspielräume, in denen Jugendliche Identitäts- und Lebensentwürfe sanktionsfrei ausprobieren können. Was stellen Sie sich darunter vor?

BUCHMANN: Jugendliche müssen herausfinden, wer sie sind, und ihren Platz in der Gesellschaft finden. Je enger der Raum ist, den die Gesellschaft den Jugendlichen für diese Entwicklung zugesteht, desto kleiner sind auch die Möglichkeiten der Jugendlichen, eigene Perspektiven, einen eigenen Stil im Umgang mit der Umwelt zu entwickeln. Der Entwicklungsprozess von Jugendlichen darf nicht zu stromlinienförmig sein. Sie brauchen Experimentier- raum in Schule und Freizeit. Natürlich gibt es auch Auswüchse dieses Experimentierens wie Gewalt oder Drogen – es ist aber falsch, nur diese negativen Seiten zu fokussieren, wie dies die Medien zuweilen tun.

Die Gesellschaft ist heterogener, individualisierter geworden: Wie sieht es da punkto Ausbildung mit der Chancengleichheit in der Schweiz aus?

BUCHMANN: Gerade in Zeiten des Sparens muss das Prinzip der Chancengleichheit ein

Thema bleiben. Resultate der international vergleichenden Forschung, an der ich auch beteiligt bin, zeigen, dass der Bildungserfolg in der Schweiz sehr stark von der familiären Herkunft abhängt. Und was die Berufsausbildung anbelangt, ist sie sehr stark vom Geschlecht abhängig. Das heisst, Chancengleichheit ist materiell nicht gewährleistet. Gleichzeitig müssen wir uns aber bewusst sein, dass sie einer der Grundpfeiler moderner demokratischer Gesellschaften ist. Denn das Funktionieren der Gesellschaft hängt sehr stark davon ab, ob und in welchem Ausmass soziale Randgruppen produziert werden.

Was sind die Konsequenzen, wenn die Integration dennoch nicht gelingt?

BUCHMANN: Wenn Jugendliche nach Abschluss der obligatorischen Schulzeit zwei, drei Jahre in der Warteschlange für einen Ausbildungsplatz sind, verringern sich ihre Chancen zusehends, überhaupt einen solchen zu finden. Auch das hat die Forschung gezeigt. Die Folgeprobleme sind absehbar. Die Kosten werden letztendlich massiv höher sein: Es kommt den Staat sicher günstiger, jedem Jugendlichen einen Ausbildungsplatz zuzusichern, als ihm später über Jahre hinweg Arbeitslosenunterstützung und Sozialhilfe zu zahlen.

ZUR PERSON

Marlis Buchmann ist Professorin für Soziologie und Leiterin des Jacobs Center for Productive Youth Development an der Universität Zürich. Im Auftrag des Schweizerischen Nationalfonds wird am Jacobs Center das Forschungsprojekt «CoCon – Competence and Context: Schweizer Befragung von Kindern und Jugendlichen» (www.cocon.unizh.ch) durchgeführt, das die sozialen Bedingungen, Lebenserfahrungen und die psychosoziale Entwicklung von Kindern und Jugendlichen in der Schweiz aus einer Lebenslaufperspektive untersucht.

KONTAKT buchmann@jacobscenter.unizh.ch

«DER WETTBEWERB IST EINE CHANCE»

Die Hochschulen müssen kompetitiver werden und sich im globalisierten Wettbewerb behaupten. Sie sollten dies jedoch als Chance und nicht als Zumutung begreifen, findet der Pädagoge Jürgen Oelkers. Von Thomas Gull

Die Hochschullandschaft Schweiz ist im Umbau begriffen. Auf Bundesebene wird versucht, eine nationale Hochschulpolitik zu formulieren. Braucht es eine zentralstaatlich gelenkte Hochschulpolitik?

JÜRGEN OELKERS: Nein. Es gibt gewisse Überlegungen, dass nicht überall alles angeboten werden muss. Mit der Studienreform werden da auch Anpassungen gemacht. Aber das geht nur, wenn die Universitäten das freiwillig machen. Verordnen kann man so etwas nicht.

Bei der Volksschule gibt es mit der PISA-Erhebung Vergleichswerte zwischen den einzelnen Ländern. Braucht es auf der universitären Stufe auch solche Benchmarks?

OELKERS: Wir haben an der Universität eine eigene Evaluationsstelle. Qualitätsstandards machen die Forschung aus; wo sie in der Lehre noch nicht vorhanden sind, werden sie aufgebaut. Es gibt die üblichen Instrumente, wie etwa die Erfassung, wer in welchen Wissenschaftszeitschriften publiziert. Es gibt auch in allen Fächern Peer-Reviews und in allen Universitäten Qualitätssicherungsmaßnahmen. Dahinter steht die Wettbewerbsidee. Im deutschsprachigen Raum sind die Universitäten noch nicht so kompetitiv wie im angelsächsischen, aber wir sind auf diesem Weg. Das kann gesteuert werden, indem Berufungen und Fächerentwicklungen danach vorgenommen werden, ob diese Bereiche im internationalen Vergleich wettbewerbsfähig sind. Dem müssen wir uns stellen.

Das klingt sehr pragmatisch. Hat sich die Haltung in diesen Fragen im Zuge der Ökonomisierung aller Lebensbereiche geändert? Sind die Zwänge grösser geworden?

OELKERS: Die Zwänge sind grösser geworden. Die Frage ist, in welcher Verteilung braucht

die Schweiz insgesamt welche Fächer. Darüber muss man reden. In diesem Sinne ist auch eine nationale Bildungspolitik notwendig. Ökonomische Fragen haben immer eine Rolle gespielt, aber die Wettbewerbssituation hat sich verändert. Die Folgen sind unmittelbar greifbar: Heute will man wissen – wo ist die bessere Qualität? Früher hat man sich nicht angemast, Professoren zu beurteilen, das geschieht heute völlig selbstverständlich.

Die Bildungsdiskussion ist von Verlustängsten geprägt. So wird befürchtet, der Zugang zur höheren Bildung werde sukzessive eingeschränkt – etwa durch den Numerus Clausus, durch höhere Studiengebühren oder die Straffung des Studiums als Folge der Bologna-Reform. Teilen Sie diese Bedenken?

OELKERS: Nein. Es wird nur mehr differenziert. So lange wir in der Schweiz stabile Maturitätsquoten haben, die etwa bei 18 Prozent liegen, sehe ich das nicht. Was ich sehe, ist eine Differenzierung des Angebots durch die Schaffung der Fachhochschulen. Die Einführung der Bachelor- (BA) und Masterstudien-

Mit den Fachhochschulen wurde das Angebot an höherer Bildung ausgeweitet und die Qualität des Bildungsangebots in diesem Bereich verbessert. Führt im Gegensatz dazu die Bologna-Reform nicht eher zu einer Nivellierung nach unten?

OELKERS: Die Bologna-Reform ist ein Fakt, mit dem wir umgehen müssen, auch wenn wir nicht sehr begeistert sind. Es gibt Fächer, die sehr gut auf einen BA hin ausbilden können wie etwa die Rechtswissenschaft oder die Ökonomie, und es gibt solche, bei denen das schwieriger ist. Die Universitäten werden sich wie die Fachhochschulen der Konkurrenz am Arbeitsmarkt stellen müssen – wer bietet die bessere Ausbildung, welche Abgänger haben auf dem Arbeitsmarkt die besseren Chancen?

Trotz der Diversifikation des Bildungsangebotes klaffen bei der Hochschulbildung in vielen Bereichen Angebot und Nachfrage auseinander – die Nachfrage der Studierenden nach bestimmten Fächern kann nicht befriedigend bedient werden, was zum Teil zu sehr schlechten Betreuungsverhältnissen führt. Was kann man dagegen tun?

OELKERS: Wie alle Studien zeigen, ist für den Studierfolg und die Qualität des Abschlusses die Betreuung entscheidend. Mit 150 bis 200 Stu-

«Die Universitäten werden sich wie die Fachhochschulen der Konkurrenz am Arbeitsmarkt stellen müssen.» Jürgen Oelkers

gänge (MA) an den Universitäten ist der Versuch, mit dem Problem so fertig zu werden, dass man wie in den angelsächsischen Ländern einen frühen Abschluss einführt, der das Lizentiat für alle ersetzt. Der BA ist ein kürzerer, berufsbezogener Abschluss, der MA ein weiterer Abschluss, der darauf aufbaut. Durch die Einführung der abgestuften Studiengänge werden die Chancen auf einen Abschluss erhöht und nicht verringert.

dierenden in einem Seminar ist eine gute Betreuung nicht mehr gewährleistet. Es braucht in den so genannten «Überlastfächern» mehr Professoren und eine Verbreiterung des Mittelbaus. Die Universität Zürich hat darauf reagiert.

Die Politik ist nicht bereit, für die Hochschulbildung wesentlich mehr Geld auszugeben. Im Moment muss auch die Universität Zürich mit einer Kürzung des Budgets rechnen. Wird



JÜRGEN
OELKERS
PÄDAGOGE

man unter diesen Bedingungen in gewissen Trendfächern überhaupt je vernünftige Betreuungsverhältnisse bieten können?

OELKERS: Ich glaube nicht, dass es sich der Standort Zürich kurz und mittelfristig leisten kann, die Ressourcen für die Universität drastisch zu reduzieren. Diese Meinung wird auch politisch weitgehend geteilt. Es gibt Fakten, die das unterstreichen. Wenn man die Unternehmen fragt, die sich hier ansiedeln, ist die Qualität des Bildungssystems eines der wichtigsten Kriterien. Die Unternehmen fragen sich: Haben

Heute reicht ein Studienabschluss allein in der Regel nicht mehr, um eine Arbeit zu finden, die den Ansprüchen und Wünschen der Studienabgänger entspricht. Die Studierenden müssen vielfach noch während des Studiums Erfahrungen sammeln und Kompetenzen entwickeln, die nicht an der Universität vermittelt werden, um nachher auf dem Arbeitsmarkt eine Chance zu haben.

OELKERS: Zunächst ist es immer nützlich, zusätzliche Kompetenzen zu erwerben. Der Gebrauchswert des Studiums hängt von der Ver-

traditionellen Bildungsbegriff festzuhalten. Die philosophischen Fächer beobachten und beschreiben Kultur und Gesellschaft in ihren historischen Dimensionen, und das kann nicht nur zweckorientiert erfolgen. Die Folge des BA ist, dass auch klassische geisteswissenschaftliche Disziplinen eine berufsbezogene Ausbildung anbieten müssen. Aber das heisst nicht, dass sie ihre klassischen Funktionen verlieren.

Was wäre zu tun, um der Bildungsdiskussion etwas mehr Optimismus einzuhauchen?

OELKERS: Die Reaktionen auf die Bildungsdiskussion in der Schweiz fand ich im Gegensatz zu Deutschland verhalten und vernünftig. Man hat gesehen, dass es bestimmte Schwachpunkte gibt, und versucht, mittelfristig etwas zu unternehmen. Auf die PISA-Ergebnisse beispielsweise hat man bereits reagiert. Die Hochschulen werden sich anpassen müssen. Das sollte man jedoch nicht als Zumutung, sondern als Chance begreifen. Wissenschaft als gesellschaftlicher, ökonomischer, kultureller Faktor wird in Zukunft noch wichtiger. Die Abhängigkeit der Gesellschaft von der Wissenschaft ist mindestens so gross wie umgekehrt. Deshalb werden wir in zunehmendem Masse in Wissenschaft investieren müssen. Ohne wissenschaftliche und gerade auch geisteswissenschaftliche Innovation wird diese Gesellschaft nicht sehr weit kommen. Doch die Universität muss die Bürgerinnen und Bürger überzeugen, dass sich die Investition lohnt.

«Der Kanton Zürich kann es sich nicht leisten, die Ressourcen für die Universität drastisch zu reduzieren.» Jürgen Oelkers

wir den Forschungsstandort, den wir für die Entwicklung unserer Produkte brauchen?

Die Wirtschaft kritisiert, es würden in gewissen Fächern nicht genug Studierende ausgebildet, die Universität «produziere» nicht die Fachkräfte, die es brauche.

OELKERS: Das ist nicht wahr. Untersuchungen zeigen, dass beispielsweise gut ausgebildete Geisteswissenschaftler gute Marktchancen haben. Auch da, wo man sie gar nicht vermutet, etwa im Personalbereich. Hochschulabsolventen, die eine umfassende Bildung haben, sind in einem wirklichen Sinne «polyvalent». Es ist nicht so, dass sich die Chancen auf dem Arbeitsmarkt erhöhen, je enger die Kompetenzen sind, die man sich während des Studiums erwirbt. Das ist auch eine Lanze für die «nicht nützlichen» Fächer.

Wie bringt man Studierende dazu, die «richtigen» Fächer wie etwa Naturwissenschaften zu studieren?

OELKERS: Es gibt ein Problem in den Bereichen der Ingenieur- und der Naturwissenschaften. Und es gibt mittlerweile Programme, wie man Naturwissenschaften für Schülerinnen attraktiv macht. Die Interessen für die Fächer werden spätestens auf der Gymnasialstufe gebildet, und diese sind entscheidend für die Studienwahl; deshalb muss man hier, bei der Bildung der Interessen, ansetzen.

knüpfung mit dem Berufsfeld ab. In den traditionellen akademischen Berufen wie im Bereich der Medizin oder der Jurisprudenz ist das sehr anders als in den Geisteswissenschaften, die sich das Berufsfeld selbst schaffen müssen, was im übrigen auch Vorteile hat. Das Problem liegt in der unkontrollierten Verlängerung des Studiums.

Müsste nicht auch bei den Geisteswissenschaften der Aufbau des Studiums im Hinblick auf die berufliche Qualifikation überdacht werden?

OELKERS: Die Entscheidung für BA/MA hebt dieses Problem aus: das alte Lizentiat war wissenschaftsbezogen. Mit der neuen Stufung gibt es mit dem BA eine eher berufsbezogene Ausbildung. Wie genau das spielt, wird abzuwarten sein.

Muss sich denn die universitäre Bildung nur an den gesellschaftlichen Bedürfnissen orientieren, oder gibt es noch Platz für das humanistische Bildungsideal?

OELKERS: Das kommt sehr auf die Fächer an. Es ist ein Irrtum zu glauben, die humboldtsche Idee der humanistischen Bildung habe von 1810 an für alle Fächer gegolten. Die Frage lautet eher: Kann sich die traditionelle Philosophische Fakultät den neuen Begebenheiten anpassen? In einem gewissen Grade würde ich das bejahen. Sie ist aber gut beraten, auch an ihrem

ZUR PERSON

Jürgen Oelkers ist Professor für Allgemeine Pädagogik an der Universität Zürich. Er ist Mitglied des Bildungsrates des Kantons Zürich und leitet den wissenschaftlichen Beirat der Pädagogischen Hochschule Zürich. Seine Forschungsgebiete sind Geschichte der Pädagogik, Entwicklung der öffentlichen Bildung sowie Evaluation der Bildungssysteme.

KONTAKT uelkers@paed.unizh.ch

WEBSITE www.paed.unizh.ch/ap

«DIE SCHWEIZ MUSS AN SICH SELBST GLAUBEN»

Die Schweiz wird immer bunter, immer vielgestaltiger, immer internationaler. Umso wichtiger ist es, sich auf die Werte zu besinnen, die dieses Land im Innern zusammenhalten, sagt der Soziologe Kurt Imhof. Von Sascha Renner und David Werner

Herr Imhof, vor zwei Jahren sagten Sie auf einer Fachtagung zur Integration: «Wer integrieren will, muss wissen, wer er ist.» Wollten Sie damit andeuten: Wir Schweizer wissen nicht mehr, wer wir sind?

KURT IMHOF: Grundsätzlich verläuft die Konstitution von Identität immer so, dass man zuerst weiss, wer man nicht ist, bevor man weiss, wer man ist. Besonders in Krisen- oder Umbruchperioden entwerfen sich Gesellschaften sehr stark über das Fremde. Je stärker der positive Bezug zum eigenen Land – sei er nun verfassungspatriotisch oder ereignisgeschichtlich orientiert – verloren geht, desto mehr verlegt man sich darauf, das Fremde in allen seinen Schattierungen zu problematisieren. Dies ist in der Schweiz viel zu intensiv der Fall. Alles deutet darauf hin, dass wir in einer Orientierungskrise stecken. Die Schweiz braucht wieder mehr Glauben an sich selbst, sonst bekommt sie noch mehr Probleme.

Brauchen wir also so etwas wie eine Leitkultur-Debatte?

IMHOF: Das kulturelle Selbstverständnis der Schweiz hat sich in der Vergangenheit sehr stark über so genannte Sekundärtugenden ausgebildet: Pünktlichkeit, Genauigkeit, Perfektion, Seriosität. Service-public-Unternehmen wie die SBB, die PTT, die Kantonalbanken, die Elektrizitätswerke oder die Wasserschlösser in den Alpen verkörperten diese Werte in Reinform. Sie wurden dadurch Träger des nationalen Selbstverständnisses mit grosser Wirkkraft. Diesen Tugenden verdankt etwa der Finanzplatz Schweiz seine Existenz und seine Reputation. Man ging davon aus, man habe die besseren Institutionen und Regulationen als andere Staaten. Wenn man nun von Leitkultur spricht, müsste man wieder an die genannten Sekundärtugenden anschliessen. Gleichzeitig müsste

man sich wieder auf den kulturellen Wert der spezifisch schweizerischen politischen Strukturen besinnen: direkte Demokratie, Föderalismus, Konkordanz- und Kollegialitätsprinzip. Auf diese Weise könnte erreicht werden, dass wir die Schweiz wieder als gemeinsames, von allen mitgetragenes Projekt begreifen.

Sie wollen damit sagen, der Schweiz sei der Gemeinschaftsgeist abhanden gekommen. Wie konnte das passieren?

IMHOF: In der öffentlichen Diskussion fällt auf, dass die zentralen Institutionen der schweizerischen Gesellschaft sowie die leitkulturellen Elemente nicht mehr thematisiert werden, und wenn, dann wird daran fundamental Kritik geübt, und zwar von links bis rechts. Das scheint mir bemerkenswert für eine Nation, die im Globalisierungsprozess bestehen soll. Woher kommt das? Nirgends hat der Anti-Etatismus eine solche Schlagkraft entwickelt wie in der Schweiz. Hier wurde schon in der Krise der frühen 70er-Jahre das auch in liberaler Perspektive absurde Dogma «Weniger Staat, mehr Freiheit» lanciert. Das war, bevor Margareth

einen Paradeplatzstaat, der das Apartheid-Regime unterstützt, gegen einen Bourgeoisestaat, der die Interessen der Elite vertritt. Auch die Linke hat den Staat seit den 60er-Jahren nur negativ wahrgenommen. Kein Wunder also lässt sich so erfolgreich eine negative Identitätspolitik über die Problematisierung des Fremden betreiben, einerseits über Europa, andererseits über die Migranten.

Pointiert zusammengefasst empfehlen Sie also, vermehrt Geld in Staatsunternehmen wie die Post oder die SBB zu stecken; dadurch würde das Gemeinschaftsgefühl revitalisiert, soziale Fliehkräfte würden gebändigt, und damit wären letztlich auch die Integrationsprobleme gelöst...

IMHOF: Ja, so überspitzt finde ich diese Formulierung gar nicht. Man sollte diese Diskussion einmal ganz offensiv so führen. Man hat in der Schweiz während 150 Jahren mit immensen Mitteln das Militär aufrechterhalten. Wir haben dieses Militär aber nur in zwei kurzen historischen Perioden gebraucht. Die eigentliche Funktion des Militärs – das sage ich als «alter» Anti-Militarist – war die der Integration der Schweiz über die Sprach- und Klassengegensätze hinweg. Ähnliches verdanken wir dem Schweizerischen Bildungssystem oder etwa der

«Die Schweiz hatte eine Avantgardefunktion im Anti-Etatismus. Der anti-etatistische Furor dauert nun schon 30 Jahre.» Kurt Imhof

Thatcher 1979 und Ronald Reagan 1980 an die Macht kamen. Die Schweiz hatte also geradezu eine Avantgarde-Funktion im Anti-Etatismus. Der anti-etatistische Furor dauert nun schon 30 Jahre lang. Er bewirkte, dass inzwischen kaum mehr jemand am Zukunftspotenzial der verfassungsmässigen Institutionen arbeiten mag. Zu diesem rechten Anti-Etatismus gesellt sich noch ein ganz ausgeprägter Anti-Etatismus auf der linken Seite – gegen den Fischenstaat, gegen

Post und den SBB. In der gegenwärtigen Diskussion geht vollständig vergessen, dass die wichtigsten Einrichtungen der Schweiz in gar keiner Weise über den Marktwettbewerb entstanden sind, sondern vielmehr über den nationalstaatlichen Wettbewerb besserer Regulationen. Dadurch erzielte die Schweiz jene Standortvorteile, die sie auch in finanzieller Hinsicht zu einem Land mit magnetischer Wirkung machten. Wenn man nun im Wettbewerb der Deregula-

tion Institutionen nur nach ihrem Marktwert beurteilt und nicht nach ihrem Integrationswert, ihrem demokratischen Charakter und ihrem Beitrag für den sozialen Frieden, dann gibt man ein Gemeinwesen mitsamt seinen spezifischen Wettbewerbsvorteilen auf. Die reine Marktlogik führt zu einer Nivellierung schweizerischer Standortvorteile. Ein gewaltiger Wohlstandseinbruch wäre die Folge. Die Schweiz muss teuer bleiben, denn sie muss dauerhaft eine Innovationsrendite erwirtschaften.

Ist die von Ihnen vorgeschlagene Strategie der Stärkung des Service public nicht ein Schönwetter-Rezept? Schliesslich müssen die staatlichen Leistungen auch finanziert werden – finanziert durch Gelder, welche die private Wirtschaft auf einem immer rauer werdenden Weltmarkt erwirtschaften muss.

IMHOF: Was bisher funktioniert hat, kann auch weiterhin funktionieren. Nichts spricht dagegen, schon gar nicht eine falsche Dogmatik, die eine gesunde Volkswirtschaft mit einem schwachen Staat kombinieren will. Das hat in 200 Jahren nirgends funktioniert. Und: Die ökonomische Globalisierung ist nichts Neues, sie ist so alt wie die Moderne selber. Die Service-public-Leistungen in der Schweiz waren immer auch ein Anreiz für die heimische Wirtschaft, denken Sie nur an den Lokomotiv- oder den Turbinenbau, die Bau- und Verkehrswirtschaft. Wichtiger aber noch: Die politischen Strukturen, das Bildungssystem und die Kernstrukturen der schweizerischen Wirtschaft und die damit verbundene «Leitkultur» produzierten zusammen die wichtigste Essenz erfolgreicher sozialer und wirtschaftlicher Entwicklung, nämlich Verlässlichkeit und Vertrauen in die Zukunft. Nur das rechtfertigt Investitionen.

In den Nachkriegsjahrzehnten hatte die Schweiz einen bedeutenden wirtschaftlichen Vorsprung auf die anderen Länder:

IMHOF: Auch in der Nachkriegszeit musste die Schweizer Wirtschaft damit leben, dass das Lohnniveau hier hoch war – viel höher als in den kriegsversehrten Ländern Europas. Trotzdem hatte man in der Schweiz in den 50er-Jahren und zu Beginn der 60er-Jahre einen Aufschwung wie nie zuvor. Die Schweiz profitier-

te von ihrer Innovationsstärke und ihren sonstigen Standortvorteilen. Dagegen kommt mir die Schweiz im momentanen Globalisierungswettbewerb wie ein Akteur vor, der nicht weiss, wie attraktiv er sein könnte. Je länger die Nichtanschlussfähigkeit an die gewachsenen Strukturen dauert, je länger wir nicht in der Lage sind, wieder von einem Projekt Schweiz zu sprechen, desto stärker verliert dieses Land den quasi-natürlichen Standortvorteil. Das schweizerische Bildungssystem, die SBB, die Post usw. haben einen nicht ethnischen Nationalstolz entfacht. Der Nationalstolz ist die sozialmoralische Grundlage, eine politische Kraft, die man pflegen muss.

Wenn Sie die gegenwärtigen Entwicklungstendenzen – Staatsabbau, Fokus auf globale wirtschaftliche Konkurrenzfähigkeit – um zwanzig Jahre in die Zukunft verlängern, wie sähe dann die Schweiz aus?

IMHOF: Zunächst hätten wir es mit einer Zunahme von Populismus und mit weiter prosperierenden Protestparteien zu tun, damit auch mit einer Zunahme von Charismatikern in der Politik. Als Folge davon würde die Schweiz fundamentale Wettbewerbsvorteile wie politische Berechenbarkeit und soziale Sicherheit verlieren – Standortvorteile, die bisher dafür verantwortlich waren, dass die Schweiz Hort eines Drittels des internationalen Kapitals ist. Die Schweiz würde sich im Kontext eines einigermaßen prosperierenden Europa, das nach universalistischen Gesichtspunkten

IMHOF: Man kann mit Fug und Recht das Gegenteil behaupten. Gehen wir davon aus, dass der zentrale Wert der Moderne die Demokratie ist, dann müssen wir auch gleichzeitig einen Souverän voraussetzen. Wenn wir einen Souverän voraussetzen, dann brauchen wir demokratische Institutionen. Die demokratischen Institutionen sind territorial bezogen. Der territoriale Anspruch kann ausgedehnt werden, wie bereits schon in der Schweiz von 1848 von den Kantonen auf den Bundesstaat; er kann auch auf Europa ausgedehnt werden. Wir brauchen aber territoriale Einheiten, in denen Bürgerinnen und Bürger sich als Autoren der Gesetze fühlen können, denen sie sich selber unterziehen – sonst geben wir den zentralen Anspruch der Moderne auf. Also braucht es einen Gemeinsamkeitsglauben auf föderaler und nationalstaatlicher Ebene. Gemeinsamkeitsglauben ist keine böse Sache, sondern eine soziale Tatsache und immer auf vielfältige Zugehörigkeiten bezogen.

Ist die Schweiz tatsächlich fähig, die neue, vertraglich geregelte Öffnung zu Europa, etwa im Bereich Personenfreizügigkeit, auch mentalitätsmässig mitzuvollziehen?

IMHOF: Die Schweizer Geschichte zeigt, dass dieser Prozess tatsächlich möglich ist. Man hat in der Schweiz von einem Staatenbund zu einem Bundesstaat gefunden. Und gerade die Schweiz als im Kern neben Luxemburg zweit-erfolgreichstes Migrationsland Europas hat gezeigt, dass die Integration von Migranten

«Der Nationalstolz ist die sozialmoralische Grundlagen, eine politische Kraft, die man pflegen muss.» Kurt Imhof

operiert, hinunternivellieren. Die sozialen Konflikte würden zunehmen, die sozialen Unterschiede weiter wachsen und die sprachregionalen Gegensätze wieder erwachen. Damit wäre dann das Projekt Schweiz gescheitert.

Sie setzen viel Vertrauen in den Nationalstaat. Angesichts der Globalisierung und der zunehmenden Individualisierung wirkt dies mit Verlaub etwas rückwärtsgerichtet.

möglich ist. Mit dem Resultat, dass sich die italienischen Migranten aus den 50er- und 60er-Jahren heute schweizerischer fühlen als die Schweizer. Es ist also gelungen, sowohl im Inneren als auch nach aussen die Identität partiell neu zu konstruieren. Dieser Prozess muss weitergehen, die Frage ist nur wie: durch Abgrenzung gegen aussen, oder indem sich die Schweiz selber mit einbringt? Ich plädiere für letzteres.

A portrait of Kurt Imhof, a sociologist, standing in an urban setting. He is wearing a dark green jacket over a light-colored shirt. The background features a concrete wall with graffiti, a street with snow, and a construction crane in the distance. A red box in the upper left corner contains his name and profession.

KURT
IMHOF
SOZIOLOGE

Stimmt die Gleichung: Je offener die Grenzen, desto grösser die sozialen Disparitäten?

IMHOF: Das hängt von der sozialökonomischen Herkunft der Migranten ab. Vorübergehend wird dies auch diesmal der Fall sein. Das erlebten wir auch in den 1950er- und 1960er-Jahren mit der Immigration aus Italien. Wir hat-

betrifft. Beobachten Sie, dass uns diese Erfahrung im Hinblick auf Ausländerintegration zum Vorteil gereicht?

IMHOF: Ja, aber nur dann, wenn man diese Erfahrung auch thematisiert. Die föderalen Strukturen sind ausserordentlich aufnahmefähig, weil partikuläre Interessen auf kleinem

«Die Immigranten müssen sich in der Schweiz politisch ebenso gut entfalten können wie die Schweizer selber.» Kurt Imhof

ten damals Wohn- und Einkommensverhältnisse von Migranten, die signifikant schlechter waren als der Durchschnitt der Schweizerinnen und Schweizer. Vorübergehend sind Migrationsperioden immer mit einem Anstieg von Ungleichheit verbunden. Das Entscheidende ist nur, ob die Einwanderer in Bezug auf sich selber, aber vor allem auf ihre Kinder, eine Aufstiegsperspektive haben können. Geben wir ihnen systematisch weniger Chancen und beschneiden wir ihre politischen Rechte, dann laufen wir Gefahr, Ghettoisierungsprozesse zu fördern. Und dann könnten Probleme auf die Schweiz zukommen, die schlicht nicht zu bewältigen sind – siehe Grossbritannien, USA oder Frankreich. Um dies zu verhindern, müssen wir am universalistischen Prinzip von gleicher Bildung festhalten. Damit die Leute überhaupt die Chance haben, sich zu integrieren, müssen sie die im jeweiligen Landesteil gebräuchliche Sprache benutzen können. Sonst kommen zu den ethnischen Schranken auch noch Klassenschranken hinzu.

Sind sie für die Vergabe des Stimm- und Wahlrechts an Ausländer?

IMHOF: Wir dürfen nicht vergessen, dass unsere Demokratie gegenwärtig zwanzig Prozent der Wohnbevölkerung ausschliesst. Das ist fatal! Die Immigrationspopulationen in der Schweiz müssen sich politisch ebenso gut entfalten können wie die Schweizer selber.

Die Schweiz ist ein Land mit erprobten politischen Verfahren im Management von kultureller Diversität, besonders was den Interessenausgleich zwischen den Landesteilen

Raum subsidiär behandelt werden. Je grösser die Subsidiarität ist, desto weniger Reibungsverluste haben wir bei der Integration von Migranten. Das sind Vorteile, die man sich immer wieder bewusst machen muss.

Eine zentrale Herausforderung für jegliche Integrationsbemühungen besteht in kulturellen Divergenzen. Wo liegen die Grenzen der Tolerierung kultureller Eigenheiten von Immigrantengruppen?

IMHOF: Der moderne Nationalstaat, der ein ausgesprochen integrationsfähiges Modell von Vergesellschaftung ist, hat dafür eine Antwort gefunden: Zwingend ist eine strikte Trennung zwischen Privatheit und Öffentlichkeit. Das heisst Partikularismen und Individualismen gehören in den privaten Raum, dort steht jedem die Religionsausübung oder Pflege der eigenen Tradition frei. Daneben gibt es öffentliche Institutionen; dort haben diese Partikularismen nichts zu suchen.

In Deutschland wird momentan gerade diskutiert, ob man Eltern bestrafen soll, die ihrer Tochter den Ehepartner aufzuzwingen versuchen. Zwangsehen gehören jedoch bei vielen Migrantengruppen zur kulturellen Identität. Wie würden Sie in diesem Fall die Grenze zwischen öffentlichem Interesse und dem Recht auf Traditionspflege ziehen?

IMHOF: In Bezug auf das schweizerische Strafrecht gilt eindeutig, dass Zwangsheiraten wie auch Frauenbeschneidung und jede Form der Blutrache nicht zulässig sind, auch wenn diese zur ethnischen Tradition gehören sollten. In Graubereichen – Stichwort Kopftuch – kann

man spezifischen Traditionen entgegenkommen. Aber grundsätzlich darf man dort, wo es um psychische oder physische Gewalt an Menschen geht, den Rechtsstaat nicht zugunsten einer ethnischen Selbstentfaltung reduzieren. Punkt.

Liberale Gesellschaften schweben immer ein wenig in Gefahr, ihr eigenes Gegenteil zu tolerieren, indem sie der Intoleranz und dem Fundamentalismus Nischen offen lassen. Muss sich die Linke nicht vorwerfen lassen, allzu blauäugig dem Traum einer multikulturellen Gesellschaft nachgegangen zu haben?

IMHOF: Absolut, ja. Es ist paradox, dass ausgerechnet grosse Teile der Linken das Herkunftsprinzip – nicht in Bezug auf Schweizer, aber in Bezug auf Immigranten – als ganz entscheidendes Kriterium betrachteten. Wo doch die Linke sich sonst von aufklärerisch-universalistischen Ideen leiten lässt. Dieser grundsätzliche Widerspruch ist der multikulturalistischen Bewegung nie bewusst geworden.

ZUR PERSON

Kurt Imhof ist Professor für Publizistikwissenschaft und Soziologie an der Universität Zürich, Leiter des fög – Forschungsbereich Öffentlichkeit und Gesellschaft – und Direktor des Soziologischen Instituts der Universität Zürich. Arbeitsschwerpunkte: Öffentlichkeits- und Mediensoziologie, Gesellschaftstheorie, Soziologie sozialen Wandels, Minderheitensoziologie.

KONTAKT kurt.imhof@foeg.unizh.ch

WEBSITE www.foeg.unizh.ch

Der Volltreffer für Studierende



www.winterthur.com/jobs

winterthur

JUNG UND HOFFNUNGSVOLL

Die Universität Zürich zieht junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus der ganzen Welt an. Sie schätzen die Vielfalt der Forschung, das internationale Klima und die gute Nachwuchsförderung. Von Lukas Egli

Das kleine Eckbüro ist noch kaum bezogen. Zwei Räume, abgetrennt durch eine Glaswand. Leere Regale und ein Tisch. Der Blick geht auf einen Innenhof. Schmucklos auch er. Einzig der Kalender über dem Schreibtisch setzt einen kleinen Farbtupfer. Prince Edward Island – ein See, bunte Häuser, umgeben von dunkelgrünen Wildhecken. Es ist die Heimat von Tony Wilson. «Ich lebe aus dem Koffer. Ich habe schlicht noch keine Zeit gehabt, mich hier einzurichten», sagt Wilson. Das Gepäck sei noch im Transit. Auch die Stadt habe er noch nicht erkunden können. Seit Anfang Januar ist Tony Wilson Assistenzprofessor für Evolution und Biodiversität am Zoologischen Museum in Zürich. Der 30-jährige Kanadier hat in der Provinzstadt Wolfville studiert, in Konstanz dokortiert und in Seattle das Postdoktorat gemacht. «Als ich mich entschied, nach Deutschland zu gehen, dachte ich: Das wird schwer», erzählt er. Doch trotz der spürbaren kulturellen Unterschiede zwischen Nordamerika und Mitteleuropa sei es ihm erstaunlich leicht gefallen, Fuss zu fassen. Umso schwerer fiel ihm die Rückkehr nach Amerika für das Postdoc. «Offenbar liegt mir die europäische Lebenskultur näher», meint Wilson.

MÄNNCHEN ALS WEIBCHEN

Sein Gebiet ist die molekulare Phylogenie der Fische, zurzeit vor allem die sexuelle Selektion bei Seepferdchen. «Da gibt es ein sehr spezielles Phänomen: Die Männchen übernehmen die ganze Versorgung des Nachwuchses», erklärt er. Es sei nicht das einzige System von Male Paternal Care, aber eines der extremsten. Die Frage ist, warum bei diesen Tieren das System umgekehrt ist. «Das ist ein Gebiet, das noch ziemlich unerforscht ist», sagt Wilson. Plötzlich springt er auf und kommt mit einem mit trübem Wasser gefüllten Reagenzglas zurück. Erst beim genauen Hinsehen sind die winzigen darin

schwimmenden Seepferdchen erkennbar. Sie sind tot, präserviert in Alkohol. In einem einzigen Wurf können die Männchen bis zu 1000 Junge werfen. Und warum nennt man die umsorgenden Männchen nicht einfach Weibchen? «Weil das Weibchen die Eier produziert», weiss Wilson. So will es die biologische Definition.

Viele würden meinen, er erforsche etwas sehr Spezifisches. Aber beim Studium von Seepferdchen entdeckte man Dinge, die auch in anderen Systemen Gültigkeit haben. Durch das Studium von Arten mit umgekehrten Geschlechterrollen könne zurückverfolgt werden, wie die sexuelle Selektion die Evolution geprägt hat. Seepferdchen als Studienobjekte haben aber auch einen praktischen Vorteil: Sie sind klein. Man kann sie in einem kleinen Aquarium aufziehen und hat somit einfachen Zugang zur Studienmaterie. Wilsons Experimentierfeld – das Salzwasseraquarium – muss das Institut aber erst noch bauen. «Für mich wird alles ziemlich perfekt hier», findet Wilson, dessen Assistenzprofessur speziell für junge Forscher geschaffen wurde. «Die Universität Zürich stellt jungen Forschern sehr gute Ressourcen zur Verfügung», sagt er.

Tatsächlich bietet die Universität Zürich viele Förderprogramme für junge Forscher an. Die Nachwuchsförderungskommission der Universität Zürich hat letztes Jahr 79 Forschungskredite für junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im Gesamtbetrag von 5,2 Millionen Franken vergeben. Hinzu kommen 72 Stipendien des Schweizerischen Nationalfonds für insgesamt knapp 3,4 Millionen Franken und 23 Nachwuchsförderungskredite im Gesamtbetrag von rund 1 Million Franken.

Tony Wilson schätzt das internationale Umfeld an der Universität. Er sei umgeben von Leuten mit einer gewissen «wider Experience». Institutsleiter Paul Ward, der sich mit

Vögeln auseinander setzt, stammt aus Schottland, Assistenzprofessor und Insektenforscher Lukas Keller hat in den Vereinigten Staaten studiert. Doch die Fremde hat auch einen kleinen Nachteil. Das Handycap heisst Deutsch. «Während des Deutschsprechens frage ich mich ständig, ob die Formulierung richtig ist», so Wilson. Aber es gehe voran mit Lernen – es muss. Schliesslich wird er in drei Monaten seine Antrittsvorlesung «Der Vater als Mutter – was wir von den Tieren lernen können» halten.

UNSTILLBARER WISSENSDURST

Wilson ist gespannt, wie die Studenten reagieren, wenn sie merken, dass sie einen jungen Professor haben. Das sei bestimmt ein gutes Rollenspiel, meint er mit erfrischendem Selbstvertrauen. Es zeige, dass man nicht alt werden müsse, um Professor zu werden. «Ich kenne zu viele Kollegen, die die Universität verlassen haben, weil sie keine Karrierechance sahen.» Aber wie kommt es, dass einer aus einem kanadischen Provinzstädtchen so jung Karriere macht? Er habe schon als Kind einen unstillbaren Wissensdurst gehabt, so seine Erklärung. Aber es sei wohl auch Glück dabei gewesen. «Eigentlich habe ich viele meiner Karriereziele bereits erreicht. Ich habe viele Fragen und viele Ideen, und ich glaube, dass ich denen hier nachgehen kann», so Wilson.

Im Rahmen eines Nationalfondsprojekts, das er soeben eingereicht hat, will er untersuchen, weshalb die Bergmannsche Regel auch bei Kaltblütern wie den Seepferdchen gilt. Die Regel besagt, dass Warmblüter in kälteren Gewässern grösser sind als in warmen, da eine grössere Körpermasse besser gegen Kälte schützt. Doch wie so oft in der Biologie hat ein Phänomen mehrere Ursachen. Die Körpergrösse ist bei Seepferdchen auch ein Indikator von Fruchtbarkeit. Und wieder juckt es den feingliedrigen jungen Mann. Er springt auf und holt ein weiteres Gläschen an den Tisch und erzählt die kuriose Geschichte vom einzigen Röhrenfischstamm, bei dem das Weibchen die Versorgung des Nachwuchses übernimmt. Verkehrte Welt in einer verkehrten Welt. «Verrückt, nicht?», fragt Wilson. Und plötzlich ist die leere Kulisse vergessen und die Evolutionsbiologie keine abstrakte Disziplin mehr. «Es ist erstaun-



Beobachtet Konflikte in Paarbeziehungen: «Es ist spannend, wie Chemie und Psyche zusammenhängen», sagt die deutsche Psychologin Beate Ditzen.

lich, wie diese schönen, eigenartigen und langsamen Tierchen haben überleben können», sagt Wilson.

KONFLIKTREICHE PAARBEZIEHUNGEN

«Was würde wohl passieren, wenn ich mich jetzt plötzlich total daneben benehmen würde? Was, wenn ich in einem sehr wichtigen Moment ausflippen würde?», fragt Beate Ditzen. Die Frage ist rhetorisch. Ditzen bleibt still sitzen und wirft einen nachdenklichen Blick aus dem kleinen, quadratischen Therapiezimmer an der Zürichbergstrasse. Dann sagt sie, zögerlich: «Ich kann die Probleme meiner Patienten durchaus nachvollziehen.» Ihre Patienten haben meist ein klar beschriebenes Problem wie Flug- oder Höhenangst, das sie lösen wollen. «Da kann man sich als Therapeutin viel weniger gut abgrenzen, als wenn jemand mit einem Wahn vor einem sitzt», sagt Ditzen über ihren Alltag am Ambulatorium des Psychologischen Instituts. «Ich war zum Beispiel früher oft klettern. Einmal wurde mir total anders, als ich oben ankam. Ich musste mich hinlegen und konnte mich nicht mehr bewegen. So etwas hatte ich vorher und nachher nie wieder», erzählt sie. Dann muss sie grinsen. «Fällt mir grad auf: Ich war seither nicht mehr klettern.» Es ist die Ironie, die wieder die nötige Distanz schafft zwischen Mensch und Beruf.

Beate Ditzen ist 29 Jahre alt. Sie ist in Darmstadt aufgewachsen, hat in Berlin Psychologie studiert, ihre Lizarbeit in Zürich gemacht und kam 2002 als Doktorandin an die Universität Zürich zurück, wo sie vergangenen Mai dissertiert hat. Ihr Gebiet ist die Paarforschung. «Die psychobiologischen Determinanten von Konflikten in Paarbeziehungen» heisst ihr aktuelles Forschungsprojekt, für das sie noch Probandinnen und Probanden sucht. «Im Moment beschäftige ich mich vor allem mit dem Hormon Oxytocin. Das ist eine körpereigene Substanz, von der wir vermuten, dass sie Teil eines komplexen Bindungssystems ist», erklärt Ditzen. In der Humanforschung sei Oxytocin noch weitgehend unerforscht, aber es gebe beispielsweise Studien mit Wühlmäusen, die zeigen, dass dieselben Tiere monogam oder polygam leben, je nach Dichte ihrer Oxytocinrezeptoren. «Es ist unheimlich spannend, wie Chemie und Psyche zusammenhängen», findet



Untersucht die sexuelle Selektion bei Seepferdchen: Der kanadische Biologe Tony Wilson.

Ditzen. Sie wird im kommenden Mai zusammen mit ihrem Partner Urs Nater, der ebenfalls am Psychologischen Institut arbeitet, mit einem Nationalfondsstipendium für zwei Jahre an die Emory University School of Medicine in Atlanta, USA, gehen. Dort wird sie an einer Stressstudie mitarbeiten, die Frauen untersucht, die an einer funktionalen Amenorrhoe leiden – bei ihnen bleibt aus nicht geklärten Gründen die Menstruation aus.

«Ich habe von Anfang an Stipendien gehabt, das ist mein grosses Glück», sagt Ditzen. Aber Zürich sei in Sachen Nachwuchsförderung unvergleichlich gut. «Dass ich zum Beispiel direkt

nach der Dissertation einen Forschungskredit bekommen habe, ist extrem toll», sagt sie. Erstaunlich sei, wie wenig Schweizer von den Förderangeboten Gebrauch machen würden. Im psychologischen Institut seien sehr viele Doktoranden und Postdoktoranden Deutsche. «Ich denke oft, dass die Schweizer das Gefühl haben müssen, Forschung sei etwas Deutsches», meint die junge Frau, die eine akademische Karriere anstrebt.

DAS SPIEL DER MÄRKTE

«Ich wollte Banking lernen im Land der Banken», erklärt Kremena Damianova ihre Moti-



«Banking lernen im Land der Banker»: die bulgarische Ökonomin Kremena Damianova.

vation. Die 28-jährige Bulgarin aus Sofia hat ihre ganze universitäre Karriere in der Schweiz gemacht. Sie hat in St.Gallen studiert und ist seit Mai 2002 Forschungsassistentin am Institut für empirische Wirtschaftsforschung der Universität Zürich. Es ist eher selten, dass jemand von St.Gallen nach Zürich wechselt. Aber Zürich hat für Damianova klare Vorzüge: Es gibt hier mehr Disziplinen, mehr Professoren, mehr Forschungsrichtungen – mehr Ressourcen. «Das ist elementar. Je grösser das Netzwerk, desto leichter ist es, auf neue Ideen zu kommen und diese weiterzuentwickeln», erklärt Damianova in etwas gebrochenem, aber sehr gewähl-

tem Deutsch. Die ersten zwei Jahre ihres Studiums haben die Eltern finanziert. Danach hat sie neben dem Studium gearbeitet und Praktika gemacht. Seit einem Jahr ist sie in einem Förderprogramm des seit zwei Jahren existierenden National Center for Competence in Research (NCCR), das ihr ermöglicht, während eines Jahres theoretisches Wissen zu vertiefen. Das zweite und dritte Jahr ist dem Verfassen von Research Papers gewidmet.

Das Spezialgebiet von Kremena Damianova ist die Behavioural Finance, die Implikationen der menschlichen Psyche auf das Verhalten an den Finanzmärkten untersucht. Wann und

warum gibt eine Firma Neuigkeiten bekannt? Welche strategischen Entscheide stehen dahinter? Wie muss sich eine Firma verhalten, um positiv auf Investoren zu wirken? «Es geht darum, das Spiel zu verstehen», sagt sie. Nachrichten beeinflussen die Preise. Und wer die Nachrichten versteht, weiss mehr über die Preisentwicklung.

«Ist es gut, dass man alles preisgibt? Ich glaube eher nicht», meint Damianova vielsagend. Die Ökonomen hätten zwar klare Regeln. Im richtigen Leben sei das aber alles etwas komplexer. «Ich glaube, ich spiele gern», sagt sie. Man muss die Aktionen des Gegenübers einschätzen, muss diese antizipieren, muss weiterdenken, muss in jeder Situation optimal reagieren. «Ich finde das alles sehr faszinierend», sagt sie.

DAS PRIVILEG, NACHZUDENKEN

Viel liegt ihr daran, die Bodenhaftung nicht zu verlieren. «Ich will ein Bindeglied sein zwischen Wissenschaft und Wirtschaftswelt», sagt Damianova. Da komme ihr die St. Galler Kultur, die sehr auf Praxistauglichkeit setzt, zugute. «Es ist sehr motivierend, anwenden zu können, was man gelernt hat.» Dann wisse man wieder, wofür man das alles mache. Auch Damianova ist erstaunt, wie wenig Schweizer nach dem Lizentiat an der Universität bleiben. «Ein Ökonom würde sagen: Die Opportunitätskosten sind zu hoch», sagt sie und muss schmunzeln. Es sei klar, dass man nach dem Studium in der Wirtschaft mehr Geld verdiene. Der Doktor lohne sich nicht. Es brauche schon noch eine andere Motivation als das Geld. «Ich habe das Privileg, nachdenken zu dürfen. Das will ich nutzen», sagt Kremena Damianova.

KONTAKT Kremena Damianova, Institut für Empirische Wirtschaftsforschung, kremena@iew.unizh.ch; Dr. Beate Ditzen, Psychologisches Institut, b.ditzen@access.unizh.ch, Prof. Tony Wilson, Zoologisches Museum, twilson@zoolmus.unizh.ch

ERFOLGSMUFFEL IN HOCHFORM

Literarische Figuren tendieren auf auffällige, aber selten thematisierte Weise zum Misserfolg. Ob im grossen oder kleinen Stil, ob spektakulär oder still resignierend, ob auf der Suche nach dem echten Leben, der erfüllten Liebe oder der richtigen Profession – scheitern scheint obligatorisch. Warum eigentlich? Im wirklichen Leben ist Erfolg absolut erwünscht; sich ein Ziel stecken und es dann erreichen – das gilt unbestrittenmassen als Rezept zum Glücklicherweise, als Grundlage verantwortungsbewusster Lebensgestaltung. Im Reich der literarischen Fiktion sieht das anders aus. Kaum etwas gilt hier als einfältiger, trivialer und langweiliger als Figuren, die von Erfolg zu Erfolg eilen.

Es gilt Regel Nr. 1:

«Affirmative Erfolgsgeschichten in künstlerisch anspruchsvoller Literatur sind unbedingt zu vermeiden.»

Woher rührt diese Idiosynkrasie der Literatur gegenüber jeglicher Form des Erfolgsstrebens? Und wie kommt es, dass diese Haltung vom Publikum als völlig selbstverständlich und normal hingenommen wird, obwohl sie dem Common Sense – zumal in einem Land wie der Schweiz – so gar nicht entspricht?

Schon das erste wichtige literarische Werk, das dem modernen Schweizer Bundesstaat den Puls zu fühlen versucht – Gottfried Kellers Roman «Martin Salander» – hat die Erfolgsmentalität zum Gegenstand und übt scharfe Kritik daran. Mitten im Aufbruchsfieber der Gründerjahre registriert Keller voll Sorge, wie Bürgersinn und republikanisches Verantwortungsgefühl durch neureiches Geschäftsgebaren unterwandert werden. Martin Salander, Titelfigur des Romans, kommt in dieser Welt des zügellosen Eigennutzes nie auf einen grünen Zweig. Seine Ideale sind zu hoch, sein Streben ist zu altruis-

tisch orientiert; das mindert seine Konkurrenzfähigkeit gegenüber den Hyänen.

Der gute, aber eben deshalb leider erfolglose Mensch: Das Schema wird immer wieder gern bemüht.

Es gilt Regel Nr. 2:

«Solange die Gesellschaft unvollkommen und schlecht ist, schlägt das Herz der Literatur für die Erfolglosen.»

Die Regel gilt zum Beispiel für Bräkers armen Mann im Toggenburg, der im Garnhandel auf keinen grünen Zweig kommt, weil er lieber liest und grübelt. Sie gilt für die Verlorenen und Verbannten bei Friedrich Glauser wie für die Verschüchternen und Verschwiegenen bei Regina Ullmann, für die Vereinsamten und Verwirrten bei Adelheid Duvanel wie für die Verschupften und Verstossenen bei Jörg Steiner. Sie gilt für Gertrud Leuteneggers Zivilisations skeptikerinnen, die sich vergeblich der Fortschrittswut entgegenstemmen, und sie gilt für die stets unter die Räder kommenden Weltverbesserer bei Otto F. Walter. Sie gilt für Robert Walsers melancholisch-fidele Gehülfen und Handlanger ebenso wie für Matthias Zschokkes Prinz Hans, der es nur zum Kioskverkäufer bringt. Sie gilt für Martin R. Deans Monsieur Fume, der sich aufs Wolkengucken spezialisiert, und sie gilt für Markus Werners sensible Tollpatsche und Pechvögel, diese ewig Unterlegenen im Kleinkrieg gegen den Alltag.

Die Erfolglosigkeit der genannten Figuren geht meist mit Normverweigerung und Unangepasstheit einher. Subversives, dysfunktionales Verhalten lässt sich in Romanen und Erzählungen trefflich als Manifestation unverfälschter Vitalität, ungeschmälerten moralischen Empfindens oder unkorumpierter Menschlichkeit darstellen; deshalb vielleicht geniessen

Querulanten im Reich der literarischen Fiktion, anders als in der Wirklichkeit, ein so hohes Ansehen. Wenn in der Deutschschweizer Literatur ausnahmsweise einmal Tatmenschen und Machertypen eine zentrale Rolle zukommt, dann sicher nicht aufgrund irgendeines Interesses an ihren Erfolgspraktiken. Wenn schon, dann interessieren Erfolgsmenschen hier wegen ihrer berufsbedingten Defekte, ihrer «déformation professionnelle».

Entsprechend lautet Regel Nr. 5:

«Tatkräftige Erfolgstypen sind in der hiesigen Literatur – wenn überhaupt – nur als Gegenstand der Demontage vorstellbar.»

In Urs Widmers Manager-Stück «Top Dogs» etwa stehen im Mittelpunkt der Handlung die seelischen Schäden, die sich die Protagonisten in der Phase ihres beruflichen Aufstiegs zugezogen haben. Oder Martin Suters «Business Class»-Geschichten: hier kommen gleich reihenweise Karrieristen vor, Sklaven ihres eigenen Erfolgswillens, welche ihre in langen, öden Bürostunden ausgeklügelten Aufstiegs kalküle wie Bretter vor dem Kopf tragen und so natürlich blindlings ins selbstverschuldete Verderben rennen.

Erfolgreich ist, wer ein im voraus bestimmtes Ziel erreicht. Erfolg erfordert dementsprechend ein Mindestmass an konzentrierter Zielgerichtetheit. Bummeln, umherschweifen, sich verzetteln, spazieren gehen – all das führt ins Ungefähre, aber nicht zum Erfolg. Die Literatur aber liebt das Ungefähre: es ist poetischer.

Regel Nr. 4 lautet:

«Erfolg ist grundsätzlich unpoetisch.»

An Peter Stammers Roman «Ungefähre Landschaft» kann man das sehr deutlich zeigen. Darin kommt es zur Eheschliessung zwischen der pflanzenhaft-passiven Kathrine und dem zupackenden, stets voller Pläne steckenden Thomas, der seine Frau von Anfang an komplett vereinnahmt und in seine Vorhaben einbaut. Für Stamm ist Thomas die weniger interessante, die

unpoetischere Figur. «Sein Leben», heisst es einmal, «war ein Strich durch die ungefähre Landschaft ihres Lebens.» Der «Strich» durchquert unbeirrt und ohne Umwege das «Ungefähre». Er lässt sich vom «Ungefähren» nicht ablenken; er streicht es einfach durch.

Das Charakteristische einer solchen «Strich»-artigen Lebenshaltung liegt darin, dass alle Aufmerksamkeit von Zwecken absorbiert ist. Zweckorientiertes Handeln erfordert die immergleiche selektiv-instrumentalisierende Haltung den Dingen gegenüber. Das Resultat ist Erfahrungsarmut und Gleichförmigkeit. Die Literatur weiss mit dieser zweckbestimmten Lebenshaltung in der Regel nicht viel anzufangen. Ausnahmen gibt es natürlich, doch die lassen sich erklären. Zum Beispiel Jeremias Gotthelf: für ihn sind erfolgreiche Figuren noch kein Tabu. Ein rechter Emmentaler Bauer darf bei Gotthelf damit rechnen, es als Lohn für Anstand und Arbeitsamkeit zu etwas Wohlstand, Zufriedenheit und Ansehen zu bringen. Die Erklärung für diesen ungewöhnlichen Tatbestand: Gotthelf verstand sich als Autor von Gebrauchsliteratur. Literatur war für ihn keine autonome, über den gesellschaftlichen Zwängen schwebende Einrichtung, sondern ein Mittel zur Volkserziehung. Mit Hilfe seiner Romane wollte er seinen bürgerlichen Zeitgenossen Richtlinien für ein gottgefälliges Leben und erfolgreiches Wirtschaften vermitteln.

Gebrauchsliteratur kennt keine Scheu vor affirmativen Darstellungen zielorientiert handelnder Figuren, weil sie selbst zielorientiert ist. Im Gegensatz dazu neigen Texte, die sich als autonome Kunstschöpfungen verstanden wissen wollen, zur Aversion gegen alle zweck- und funktionskonformen Lebenshaltungen. Entsprechend beliebt sind hier die Taugenichts-Figuren. Taugenichtse pflegen zu bummeln und ihre Blicke unkontrolliert schweifen zu lassen. Als Lohn dafür stossen sie immer wieder auf Sonderbarkeiten und Überraschungen, auf ungehobene Schätze am Wegrand.

Der Prototyp dieser Haltung ist Eichendorffs Taugenichts. Die Ungebundenheit und Planlosigkeit, mit der er ins Blaue hinaus wandert, ist Bedingung für seine Offenheit für alles und jedes. So wird er zum Medium einer poetischen Wahrnehmung der Welt. Ganz so erfolgreich

darin, unerfolgreich zu sein, sind die zahlreichen literarischen Nachfolger des Eichendorffschen Taugenichts dann allerdings nicht mehr – sie leiden häufig unter Anfechtungen und Selbstzweifeln. Sie kehren dem einengen den bürgerlichen Leben den Rücken, kommen dann aber mit ihrer Freiheit nicht zurecht und scheitern schliesslich auch noch als Taugenichtse. Diese verhinderten, gehemmt Taugenichtse sind Taugenichtse zweiten Grades.

Es gilt Regel Nr. 5:

«Noch besser als blosse Taugenichtse eignen sich zur literarischen Gestaltung Taugenichtse zweiten Grades; das sind Taugenichtse im Quadrat, die nicht einmal zum Taugenichts taugen.»

Beispiele aus der Schweizer Literatur sind Kellers Grüner Heinrich, Max Frischs Stiller oder Moritz Wank in Markus Werners Roman «Die kalte Schulter». Das Problem dieser Taugenichtse zweiten Grades: Sie treten allesamt in die Autonomiefalle. Haben sie einmal ihren mehr oder weniger heroischen Akt der Selbstbefreiung vollzogen, müssen sie feststellen, dass sie mit sich selbst überfordert sind. Sie scheren aus der Leistungsgesellschaft aus, weil sie spüren, dass ihnen das Leben dort abhanden kommt. Sie wollen Mensch sein, nicht Funktionsträger. Sie wollen nicht die Routine, sondern den permanenten Ausnahmezustand. Doch dann stellt sie die einmal erstrittene Souveränität über das eigene Leben plötzlich vor unlösbare Legitimitätsfragen. Der Verzicht auf soziale Anerkennung konfrontiert sie mit der kaum zu erfüllenden Forderung, sich selbst anzuerkennen. Die abgestreiften Rollenzwänge schleichen sich hinterrücks wieder ein in Form von überrissenen Erwartungen an die Fähigkeiten des entfesselten «Ich». Diese Erwartungen müssen fast zwangsläufig enttäuscht werden; Zweifel stellen sich ein, und schon ist aus dem Taugenichts ersten Grades ein Taugenichts zweiten Grades geworden.

Um in der Klassierung der Taugenichtse nicht abzusinken – das heisst: um den ersten Grad zu halten – muss eine Figur über eine

gewisse Gabe verfügen: sich selbst zu miniaturisieren. Robert Walsers Figuren sind Meister darin, die eigene Bedeutung kleinzureden und die Erwartungen an sich selbst so tief wie möglich zu halten. So bleiben ihnen jene Sinnkrisen, Konflikte und Enttäuschungen, die einem Taugenichts so gefährlich werden können, erspart. Über vergleichbare Tricks verfügen auch einige Gestalten des Walser-Verehrers Matthias Zschokke. Prinz Hans zum Beispiel, der seinem anspruchslosen Erwerbsleben als Kioskverkäufer nachgeht. Er muss nichts werden, um jemand zu sein, er ist ja schon Prinz. Ein echter Taugenichts ersten Grades!

Die literarische Fiktion bietet Taugenichts, Versagern und Erfolgsmuffeln, die sonst naturgemäss im Schatten der allgemeinen Aufmerksamkeit stehen, kompensatorisch eine Plattform. Selbst kümmerlichste Gestalten dürfen hier zur Hochform auflaufen. Das spontane öffentliche Interesse richtet sich derweil auf die Schönsten, die Besten, die Schnellsten, die Mächtigsten, die Reichsten. Über dreitausend Sachbuchtitel kann man im Internet bei Amazon zum Stichwort «Erfolg» abrufen. Die allgemeine Neugier, was Fragen des Erfolges anbelangt, ist immens: wie man es richtig anstellt, erfolgreich zu werden, wie es sich anfühlt, den Gipfel erreicht zu haben – wir wollen es wissen. Aber nicht aus der Literatur! Erfolgsstorys ja, auf allen medialen Kanälen. Aber bitte nicht im Reich der literarisch anspruchsvollen Fiktion! In diesem Punkt sind wir heikel und jeder Beliebigkeit abhold. So bedeutsam die Erfolgsthematik für unser Alltagsbewusstsein in der Regel ist, so kontextabhängig scheint unsere Einstellung dazu zu sein. Einmal ist Erfolg hui, das andere mal pfui. Unsere Kultur besteht in dieser Hinsicht – frei nach Karl Kraus gesprochen – aus zwei Schubfächern, von denen eines sich schliesst, wenn das andere sich öffnet. Das hat seine genaue Ordnung. Und die wird auch eingehalten.

Der ungekürzte Essay erschien in der Gazzetta Pro Litteris 2/2004.

David Werner ist Germanist, freischaffender Journalist und Redaktor bei unicom Media, david.werner@uni.com.unizh.ch

IM GEWÄCHSHAUS DER SPRACHE

Der Globalisierung zum Trotz: Dialekte leben weiter. Die Deutsche Elvira Glaser erforscht die Eigenarten des Deutschschweizer Sprachgebrauchs und bewahrt sie vor dem Vergessen – für alle Fälle. Von Simona Ryser

Im Glasschrank im Büro von Elvira Glaser glänzt ein Brathuhn auf dem Buchumschlag. «Ich bin weder eine grosse noch eine passionierte Köchin, Kochrezepte interessieren mich aus sprachwissenschaftlichen Gründen», sagt die Professorin für Germanische Philologie lachend und holt die edlen Trouvaillen hervor. Neben dem französischen Standardwerk aus den 50er-Jahren zeigt sie ein Schweizer Kochbuch aus dem 18. Jahrhundert und die Edition einer Handschrift: das älteste deutsche Kochbuch stammt aus dem Jahre 1350 und liest sich wie ein höfischer Roman. Oder wie ein Minnelied. «Ein gut spise» lautet lakonisch eine

sieren sie schon lange. Glaser hat dazu schon einige Untersuchungen publiziert, ein Seminar zum Thema will sie nicht ausschliessen. Ihr aktuelles Forschungsinteresse gilt aber der Dialektologie. Elvira Glaser erforscht die Syntax von schweizerdeutschen Dialekten.

GINGGE, SCHLURGE, STUPFE

Im Büchergestell der Sprachwissenschaftlerin stapeln sich die acht grossformatigen, schönen «Schweizerdeutschen Sprachatlanten», die Rudolf Hotzenköcherle herausgegeben hat. Sie stellen dialektologische Erhebungen aus den 1940er- und 1950er-Jahren sprachgeographisch

«Man hat schon im 19. Jahrhundert geglaubt, dass die Dialekte aussterben. Doch sie leben munter weiter.» Elvira Glaser, Sprachwissenschaftlerin

Überschrift über einem Kochrezept, «ein kluge spise» eine andere. Gefolgt werden sie von längeren Prosatexten, aus denen sich erst nach intensiver Lektüre Anleitungen zum Kochen herauslesen lassen.

Die alten Rezepte scheinen eine Art Dokumentation, eine schriftliche Tradierung von verschiedenen Kochvorgängen zu sein, erklärt Glaser. Das Nachkochen der historischen Speisen ist allerdings mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Die Sprachforscherin hat es jedenfalls nie selber versucht. «Wenn man so kocht, wie es beschrieben ist, kommt in der Regel miserables Zeug heraus. Da heisst es zum Beispiel einfach «mach ein teiglin». Damals wusste man eben wie. Heutzutage muss man in so einem Fall experimentieren. Und das liegt mir nicht so», sagt Glaser in süddeutsch gefärbtem Hochdeutsch. Die historischen Kochbücher interes-

dar. Die Schweizer Landkarten in den edlen Drucken sind mit Punkten übersät. Sie zeigen beispielsweise, wo man den Hafen als «haave» mit langem Vokal ausspricht, nämlich in Basel, und wo als «have» mit kurzem Vokal, nämlich in Zürich. Welches Wort wird wo für «einen Fusstritt versetzen» verwendet, dies macht eine andere Illustration deutlich. Ausdrücke wie «gingge», «schlurge», «stupfe» und «stirze» verteilen sich über die ganze Deutschschweiz.

Hotzenköcherles Sprachatlanten befassen sich vorwiegend mit der Morphologie und der Phonologie der Schweizer Dialekte. Elvira Glaser will das Standardwerk um einen Band erweitern, der sich mit der Grammatik befasst. Sie ist davon überzeugt, dass auch die Strukturen des Schweizerdeutschen Satzbaus sprachgeographisch erfassbar sind. Dies ganz im Gegensatz zur Lehrmeinung, die besagt, dass eine sprach-

geographische Verteilung nur bei den Lauten und bei den Wörtern zu finden ist. Elvira Glaser zieht einige Folien aus dem Schrank, auf denen die Schweiz abgebildet ist. «Die dialektologischen Phänomene stimmen nicht mit den Kantonen überein», erklärt sie. «Beispielsweise lässt sich für die Varianten eines Finalsatzes eine tendenzielle Ost/West-Verteilung feststellen.» Im Osten sagt man eher: «ich ha z'wenig Münz zum es Billet löse», während im Westen die Variante «für es Billet z löse» bevorzugt wird.

Spannend wird es, wenn man solche Sprachraumbilder der Schweizer Syntax mit deutschen Dialekten vergleicht. Der deutsche Satz «eine ganz liebe Frau» wird in der ganzen Schweiz durch eine Verschiebung des unbestimmten Artikels ausgedrückt: «ganz ä liebi Frau» oder durch dessen Verdoppelung «ä ganz ä liebi Frau». Die hochdeutsche Sprache erlaubt diese Syntax nicht, im bayrischen Dialekt hingegen wird die Form verwendet. Doch schon im pfälzischen Dialekt findet man diese Variante nicht mehr. Elvira Glaser spricht – wenn sie in der entsprechenden Umgebung ist – pfälzischen Dialekt. Sie ist in der Pfalz aufgewachsen, jenem eher unbekanntem Gebiet im südlichen Teil von Rheinland-Pfalz. Studiert hat sie in München. Als Hauptfach belegte sie Russisch.

Im Laufe ihrer akademischen Karriere drängte die Dialektologie das Russisch in den Hintergrund. In Augsburg, wo sie Assistentin war, begann Glaser sich damit zu beschäftigen. «Weil ich selber einen Dialekt spreche, habe ich eine gewisse Sensibilität für das Thema», sagt die Sprachwissenschaftlerin. Der Lehrstuhl an der Universität Zürich entsprach genau ihren Interessen.

MIT FRAGEBOGEN UND TONBAND

In Zürich begründeten Rudolf Hotzenköcherle, der Herausgeber des «Schweizerdeutschen Sprachatlas», und Stefan Sonderegger, der Spezialist für Sprachgeschichte und Althochdeutsch, eine Tradition, die sie gerne fortführen wollte. Entsprechend positiv waren die Anfänge in Zürich. Bald begann sie sich für die schweizerdeutschen Dialekte zu interessieren. Und seit 2000 leitet Elvira Glaser das Nationalfondsprojekt «Dialektsyntax des Schweizerdeutschen». Doch ist es überhaupt möglich, als



«DIE GLOBALISIERUNG VERÄNDERT AUCH DEN ORIENT»

Der Sturz von Saddam Hussein hat die Gleichgewichte im Nahen Osten verändert. Bricht eine neue Epoche an, die der Region Freiheit und Demokratie beschert? Mit dem Orientalisten Andreas Kaplony sprachen Thomas Gull und Roger Nickl.

Herr Kaplony, der amerikanische Präsident George W. Bush hat zu einem neuen Kreuzzug im Nahen Osten aufgerufen mit dem Ziel, Frieden, Freiheit und Demokratie zu etablieren. Wird ihm das gelingen?

KAPLONY: Ja und nein. Es gelingt dann, wenn die Amerikaner nicht die Regierungen unterstützen, sondern die Parlamente – die demokratischen Strukturen. Es muss möglich sein, dass die verschiedenen Gruppen etwa in Ägypten ihre Interessen miteinander verhandeln können.

Die Länder im Nahen Osten werden von Regimes beherrscht. Was müsste passieren, dass demokratische Prozesse zu spielen beginnen?

KAPLONY: Momentan erhalten Regierungen sehr viel Geld und müssen über dieses Geld keine Rechenschaft ablegen. In Ägypten beispielsweise herrscht seit 1981 Notrecht. Das heisst, die Regierung kann mit den erhaltenen Geldern tun und lassen, was sie will, sie ist nicht abhängig vom Parlament. Die Anliegen der Bürgerinnen und Bürger kommen in dieser

Konstellation eindeutig zu kurz. Zusammenfassend: Ich glaube, es ist möglich Frieden, Freiheit und Demokratie zu etablieren. Es gibt keine Gründe, die die Orientalen davon abhalten können. Die Art des aktuellen Geldflusses behindert aber eine solche Entwicklung.

Das heisst, faktisch werden die Regimes durch die Geldgeber gestützt?

KAPLONY: Genau. Statt Demokratie zu fördern, wird die Demokratisierung auf diese Weise verhindert. Das hat natürlich mit den Eigeninteressen der Geberländer zu tun. Und die haben momentan das viel grössere Gewicht als die verschiedenen nationalen Interessengruppen. Es gibt aber ermutigende Tendenzen: In Palästina beispielsweise hat das Parlament das Kabinett zuerst zurückgewiesen, und der Präsident konnte sich nicht durchsetzen. Wir neigen dazu, dies als negatives Signal für ein ausbrechendes Chaos zu sehen. Doch das ist im Gegenteil ein Hoffnungszeichen. Hier beginnt die Demokratie.

Deutsche das Schweizerdeutsche zu erforschen? «Warum nicht», meint Glaser. Vielleicht ist es sogar von Vorteil, eine sprachliche Distanz zum Forschungsgegenstand zu haben. Die Sprachwissenschaftlerin begann bald, mit ihrem Forschungsteam die schweizerische Sprachlandschaft mit Tonband und Fragebogen zu erkunden. Die schweizerischen Sprachgewohnheiten lassen sich durchaus auch schriftlich erforschen. Im Gegensatz zu Deutschland, wo Geschriebenes sofort mit dem Hochdeutschen identifiziert wird, ist hierzulande die Akzeptanz des geschriebenen Dialekts gross.

WUCHERnde SPRACHBILDER

In Glarus etwa hat Glaser ein besonderes Phänomen gefunden: in der Schweiz gibt es – ausser im Wallis – kein Partizip Präsens. Der deutsche Satz «hinkend ist er davongelaufen» wurde von den Befragten in der Regel umschrieben. Im Kanton Glarus aber fand sich eine ganz eigene Ausdrucksweise: «t(s) hinket(s)e isch er wägglöffe». In Anbetracht der weltweiten Globalisierung muten solche kuriosen Entdeckungen etwas eigenartig an. Ist die Dialektforschung nicht antiquiert? Elvira Glaser winkt ab. «Man hat schon im 19. Jahrhundert geglaubt, dass die Dialekte in der nächsten Generation ausgestorben sein werden. Doch sie leben selbst in Deutschland in manchen Gebieten munter weiter.»

Dass Dialekte aber tendenziell verschwinden, bestreitet sie nicht. In fünfzig Jahren könnten sie sich so sehr vermischt haben, dass keine Sprachraumbilder mehr feststellbar sind. «Deshalb ist es wichtig, die Fakten, die man jetzt noch erheben kann, zu dokumentieren – ich bin ja nicht nur Dialektologin, sondern auch Sprachgeschichtlerin», sagt Glaser. Wenn in fünfzig Jahren in der Schweiz nur noch ein Dialekt gesprochen wird, wird Glasers Sprachatlas der schweizerdeutschen Dialektsyntax zur historischen Enzyklopädie geworden sein. Vorläufig aber wuchern die Sprachbilder noch auf der Schweizer Landkarte.

KONTAKT Prof. Elvira Glaser, Deutsches Seminar der Universität Zürich, eglaser@access.unizh.ch



Im Irak gibt es mittlerweile ein demokratisch gewähltes Parlament. Die Schiiten haben die grosse Mehrheit der Stimmen erhalten. Jetzt muss eine neue Verfassung ausgearbeitet werden, die auch die Sunniten integriert. Wird das gelingen?

KAPLONY: Warum nicht? Der Kurdenführer Dschalal Talabani hat sich mit seinem Anspruch, irakischer Präsident zu werden, zwar als starker Mann positioniert, gleichzeitig hat er aber auch signalisiert, dass er den verschiedenen Interessengruppen die Hand reicht. Ich kann mir vorstellen, dass im Irak etwas Ähnliches wie im Libanon geschieht: Dass die Sunniten und die Schiiten, die Sesshaften und die Nomaden, die Säkularen und die Nicht-Säkularen, die Araber, Türken, Kurden und Aramäer es schaffen, einen Konsens auszuhandeln. Es sind ja keine monolithischen Blöcke, die gegeneinander stehen. Die soziale und kulturelle Gemengelage ist viel heterogener – wie in der Schweiz, wo die Grenze zwischen Katholiken und Reformierten anders verläuft als diejenige zwischen Welschen und Deutschsprachigen, da gibt es Überlappungen und Verzahnungen.

Welche Rolle spielen die USA? Verhindern oder fördern sie die Entwicklung?

KAPLONY: Wenn die Amerikaner diesen Pro-

zess schützen können, ist ihre Präsenz vor Ort durchaus sinnvoll.

Wechseln wir den Schauplatz: Wie sieht die Zukunft Irans aus, wie lange wird das Mullah-Regime sich noch halten können?

KAPLONY: Wie lange sich das Mullah-Regime halten wird, kann ich nicht sagen. Mir fällt aber etwas auf: Wenn man sich iranische Websites anschaut, stellt man fest, dass sie modern und gut gemacht sind. Es gibt im Iran eine Gruppe von sehr gut ausgebildeten jungen Leuten. Bei ihnen liegt die Zukunft des Landes. Das Etikett der «Islamischen Republik Iran» verstellt uns zuweilen die Sicht auf solche Tendenzen.

In Iran hat man in den letzten Jahren aber eher einen Backlash feststellen können. Die Reformer wurden daran gehindert, an den Wahlen teilzunehmen, das Parlament ist konservativer geworden. Kommt es früher oder später zu einem Machtkampf zwischen der neuen Elite und den religiösen Führern?

KAPLONY: Ich bin mir nicht sicher, ob es einen Sturz des Regimes geben wird. Es kann durchaus sein, dass sich die Technokraten auf die Dauer allmählich durchsetzen – die Islamische Republik würde so gesehen bestehen bleiben, die Gruppe der Mullahs aber zunehmend an

Einfluss verlieren. Das ist natürlich Zukunftsmusik – ich sehe aber Entwicklungen, die in diese Richtung weisen.

Hat eine Demokratie westlicher Prägung im Orient überhaupt eine Chance?

KAPLONY: Das ist eine wichtige Frage – vor allem, weil sie uns auf uns selbst zurückwirft. Wenn wir glauben, dass unsere Konzepte von Demokratie im Orient nicht funktionieren, sagt dies mehr über uns aus als über den Orient. Sie sagt vielleicht etwas aus über unsere Angst vor dem Islam. Wir dürfen auch nicht vergessen, dass ein Teil der Eliten in den Ländern des Orients genau weiss, wie Demokratie funktioniert. Sie sprechen ausgezeichnet Englisch und haben teilweise Schulen im Westen besucht.

Gibt es genuin orientalische Formen der Demokratie?

KAPLONY: Das pluralistische Modell, dass sich Gruppen untereinander arrangieren, miteinander diskutieren und einen pragmatischen Konsens finden, ist uralt im Orient. Zudem sind der Orient und der Okzident keine getrennten Welten, die erst jetzt voneinander Kenntnis nehmen. Da gibt es eine lange Tradition des Kontakts, und die Eliten sind über den Westen gut informiert.

Ist es ein westlicher Irrtum zu glauben, es gebe keinen kulturellen Boden für demokratische Aushandlungsprozesse im Orient?

KAPLONY: Ganz genau. Und dennoch gibt es

«Ein Teil der Eliten in den Ländern des Orients weiss genau, wie Demokratie funktioniert.» Andreas Kaplony



ein kulturelles Problem: Die orientalischen Gesellschaften hatten für über tausend Jahre eine Spaltung in der Machtelite. Es gab zwar städtische Eliten, etwa in Damaskus oder Jerusalem. Diese hatten aber keine militärische Gewalt. Sie hatten dafür Wissen über den Islam und konnten islamische Legitimation geben. Daneben gab es Fremde – Türken, Kurden, Kreuzfahrer. Diese verfügten über militärische Gewalt, aber nur indirekt über islamische Legitimation. Im 19. Jahrhundert wurden die städtischen Eliten, besonders aber die Kolonialmächte immer einflussreicher, bis die türkische Oberschicht nach dem Ersten Weltkrieg aus der arabischen Welt verschwand. Lange Zeit hatten die städtischen Eliten zwar das Wissen, die Macht aber hatte jemand anders – das ist das besondere Defizit der orientalischen Gesellschaften.

Gilt das heute auch noch?

KAPLONY: Die städtischen Eliten sind natürlich am Lernen – dennoch gibt es in einem gewissen Sinne eine alte kulturelle Prägung. Einen Geist, sich aus den Sachen herauszuhalten und nicht selbst zu handeln.

Der Machtverzicht, den Sie beschreiben, war ja nicht ganz freiwillig. Die Völker in der Region wurden vom Osmanischen Reich und

später von den Kolonialmächten unterworfen.

KAPLONY: Das ist nicht der Punkt. Wichtig ist, dass die städtischen Eliten die Machthaber legitimierten und so an ihrer Macht teilhatten. Es geht hier nicht um Schuld und Unschuld. Es geht um eine spezifische Art der Machtverteilung. Das Problem ist, dass die militärische Machtposition – im Irak etwa von den USA, wenn diese dort bleiben – wieder neu besetzt und der demokratische Prozess so unterbunden wird. Letztlich geht es darum, diese alte kulturelle Prägung zu überwinden.

Im Irak versucht man nun, ein demokratisches System mit einer loyalen Armee und einem loyalen Polizeiapparat zu schaffen. Wird das nach dem Abzug der Amerikaner gelingen?

KAPLONY: Es ist zu hoffen, dass dies gelingt.

Der Orient ist für den Okzident eine grosse Projektionsfläche und umgekehrt. Beobachter sehen den wesentlichen Unterschied zwischen den islamischen und den westlichen Gesellschaften in der Aufklärung und der damit einhergehenden Säkularisierung des Staates, die im Orient nicht stattgefunden habe. Was halten Sie von diesem Erklärungsansatz?

KAPLONY: Im Orient hat es immer schon auch

säkuläre Bereiche gegeben – im Osmanischen Reich etwa gab es neben dem islamischen Recht auch ein Gewohnheitsrecht. Es gab Probleme, die mit dem islamischen Recht einfach nicht zu lösen waren. Wir müssen schon sehen: Die orientalischen Gesellschaften sind historisch durch ganz unterschiedliche Einflüsse geprägt worden: Es gibt eine altorientalische, eine hellenistische, eine spätantike, eine islamische Schicht – die Türken und Mongolen waren einflussreich und ab 1800 auch der Westen. Diese kulturelle Gemengelage prägt auch das Denken im Orient. Anders gesagt: Es ist falsch, die orientalischen Gesellschaften allein mit dem Islam in Verbindung zu bringen. Es käme auch niemandem in den Sinn, den Westen auf das Christentum zu reduzieren. Der Islam ist ein wichtiger Faktor unter vielen; er ist aber nicht alles entscheidend.

Der Orient ist ein Dauerthema in der medialen Berichterstattung. Hat das Bild, das sich der Westen vom Orient macht, dadurch an Tiefenschärfe gewonnen?

KAPLONY: Das Bild verändert sich massiv. Wir sind, denke ich, bereits in einer zweiten Phase: Anfänglich wurde beharrlich von der islamischen Welt und vom Islam gesprochen. Mittlerweile hat man gemerkt, dass das zu einfach ist. Dies zeigen auch die vielen Anfragen, mit denen wir am Orientalischen Seminar konfrontiert sind. Zudem stelle ich auch innerhalb der Universität ein gesteigertes Interesse am Orient fest. Heute wollen die Leute wissen, wie sich etwa die Situation im Irak von jener im Iran unterscheidet. Dieser Wille zur Differenzierung ist augenfällig. Es wird allmählich klar, dass ein mittelständischer Türke, der bei uns arbeitet, sich stark von einem Intellektuellen aus dem Jemen unterscheidet – sie stammen aus verschiedenen Welten. Hinzu kommt, dass die Menschen in der Schweiz zunehmend bereit sind, sich selbst in Frage zu stellen. Man beginnt zu merken, dass viele Fragen falsch gestellt werden.

Wie verändert sich umgekehrt die Wahrnehmung des Westens im Orient?

KAPLONY: Bei den Bildern, die sich die Menschen im Orient vom Westen machen, steht ein anderer Punkt im Vordergrund: das Phänomen

«Das besondere Defizit der orientalischen Gesellschaften ist, dass Macht und Wissen lange Zeit getrennt waren.» Andreas Kaplony



der Globalisierung. Das Bewusstsein in der Bevölkerung wächst, dass sich ihre Gesellschaft massiv verändert und dass der Orient Teil der Weltgemeinschaft ist.

Ist denn der Islamismus nicht gerade eine Reaktion auf die Globalisierung, auf das Gefühl, in die Defensive gedrängt zu werden?

KAPLONY: Man muss allerdings sehen, dass islamistische Gruppen massiv westliches Gedankengut übernommen haben. Das sind moderne Bewegungen. Augenfällig ist, dass auch der Islamismus im Westen stark pauschalisierend wahrgenommen wird: Um dem Phänomen gerecht zu werden, müssen wir die einzelnen islamistischen Gruppen und ihre Ideologien diskutieren.

Als Orientalist beschäftigen Sie sich mit der Kulturgeschichte und dem Wandel der Mentalitäten. Wie würden sie die aktuellen Konflikte historisch einordnen? Erleben wir den grossen Auf- und Umbruch in Nahen Osten?

KAPLONY: Es gab schon so viele Perioden, in denen behauptet wurde, etwas Entscheidendes geschehe. Ob die aktuellen Ereignisse wirklich als Umbruch einzustufen sind, ist schwer zu sagen. Es ist durchaus möglich, dass sich in den nächsten Jahren etwas verändert. Das hängt auch mit dem Globalisierungsprozess zusammen. Auch die Menschen im Orient haben heute teilweise Computer oder gehen ins Internet-Café. Eine Kontrolle von Information, wie sie noch vor 50 Jahren möglich war, ist heute nicht mehr vorstellbar.

Das betrifft vor allem die Elite. Ein Grossteil der Bevölkerung hat ja immer noch keinen Zugang zu diesen Kommunikationsmitteln und ist teilweise auch nicht alphabetisiert.


KAPLONY: Das stimmt schon, aber der Zugang zur Kommunikationstechnologie sickert auch langsam nach unten. Wissen zu kontrollieren wird auch im Orient immer schwieriger. Eine ganz wichtige Rolle spielt hier im Übrigen der arabische Fernsehsender al-Jazeera, wo im

Gegensatz zu vielen staatlichen Medien ein Meinungsppluralismus möglich ist. Hier finden kontradiktorische Diskussionen und Debatten statt. Die Chance ist also da, dass sich vieles massiv zum Besseren wendet.

ZUR PERSON

Andreas Kaplony (44) ist Assistenzprofessor für Islamwissenschaften am Orientalischen Seminar der Universität Zürich. Er beschäftigt sich mit der Geschichte der Islamischen Welt in Mittelalter und Neuzeit. Sein besonderes Interesse gilt den Handelskontakten auf der Seidenstrasse, den Raumkonzepten der arabischen und persischen Geographie und dem Aufbau einer Volltextdatenbank arabischer Briefe und Urkunden.


KONTAKT kaplony@oriental.unizh.ch



SWISSMEMORY™

Einfach und vielseitig

Zum Speichern und Austauschen Ihrer persönlichen und geschäftlichen Daten, MP3 Musikdaten, Audio- und Videofiles, Präsentationen u. v. m. Das SWISSMEMORY wird beim Einstecken in den USB-Port dank Plug & Play automatisch als Wechseldatenträger erkannt.



SWISSMEMORY 64 / 128 / 256 / 512 MB
SWISSMEMORY FLIGHT 64 / 128 / 256 / 512 MB

VICTORINOX


CH-8438 Ibach-Schwyz, Switzerland, Tel. +41 41 81 81 211, Fax +41 41 81 81 511, info@victorinox.ch, www.victorinox.com

DATA QUEST

The World of Macintosh

- Produkte + Infos
- Preise + Aktionen

www.dataquest.ch



Beratung und Verkauf
Kompetente Verkäufer und ein grosses Macintosh-Sortiment finden Sie in unseren sechs Filialen.

Online Shop www.dataquest.ch – täglich aktuell
Sie finden über 2'000 Artikel mit Produktebeschreibung und Bild im Shop.

Schulen und Institute
Edukative Institutionen, Lehrer und Schüler erhalten Spezialrabatte auf Apple Rechner und diverse Software.

24 Stunden Lieferservice
Alle Bestellungen, die bis 15.30 Uhr bei uns eingehen, werden am gleichen Tag (sofern ab Lager lieferbar) per Post «Priority» ausgeliefert.

Service und Support
Für Nörfälle wählen Sie unsere Hotline 0900 57 62 92 (Sfr. 3.13 pro Min.).

Vermietung
Mieten Sie Apple Rechner und Peripherie zu günstigen Preisen für Hardware-Engpässe, Messen und Präsentationen. Telefon 01 745 77 19.

COMPUTER-TAKEAWAY

Apple Center

Data Quest AG Theaterplatz 8 3000 Bern 7 Tel. 031-310 29 39 Fax 031-310 29 31	Data Quest AG Moosmattstrasse 30 9103 Dietlikon Tel. 01-745 77 99 Fax 01-745 77 88	Data Quest AG Kasernenplatz 6003 Luzern Tel. 041-248 50 70 Fax 041-248 50 71	Data Quest AG Hirschenplatz 6300 Zug Tel. 041-725 40 80 Fax 041-725 40 81	Data Quest AG Limmatalquai 122 8001 Zürich Tel. 01-265 10 10 Fax 01-265 10 11	Data Quest AG Weinbergstr. 71 8500 Zürich Tel. 01-360 39 14 Fax 01-360 39 10
--	---	---	--	--	---

WEGE AUS DER ISOLATION

Psychisch Kranke werden von der Gesellschaft oft ausgegrenzt. In einem neu erschienenen Band tragen Forscher und Betroffene erstmals im deutschsprachigen Raum Wissen und Erfahrungen zum Thema zusammen. Von Felix Straumann

Es gibt Zeiten, da ist für Helen Beitler ein Glas Wasser nicht einfach nur ein Glas Wasser. Wegen der runden Form des Gefässes erinnert es sie an Kinder: «Weil ich dies so überdeutlich fühle, meine ich, dass ich symbolische Handlungen begehen kann, die in der Realität etwas bewirken», schildert die 42jährige Mutter von zwei Kindern ihre Erfahrungen mit psychotischen Zuständen. «So streichle ich zum Beispiel das Glas und meine, dass ich damit positive Energie an alle Kinder dieser Welt verschicke. Schalte ich dann das Fernsehgerät ein und es kommt zufälligerweise irgendetwas mit dem Thema Kinder, so fasse ich das als Beweis auf, dass meine Gedanken richtig sind und dass sie von der ganzen Öffentlichkeit mitverfolgt werden.» Helen Beitler ist dann überzeugt, dass alles, was sie denkt und tut, unwahrscheinlich wichtig ist, da es ja pausenlos am Fernsehen gezeigt und kommentiert wird.

Der Erfahrungsbericht stammt aus dem Buch «Stigma – Diskriminierung – Bewältigung», das Wulf Rössler, Psychiatrieprofessor an der Universität Zürich, gemeinsam mit seinen beiden Kollegen Wolfgang Gaebel und Hans-Jürgen Möller herausgegeben hat. Sie haben darin zum ersten Mal in deutscher Sprache Wissen zum Thema Ausgrenzung von psychisch Kranken zusammengetragen. Das Besondere am Buch: das Thema wird aus verschiedensten Perspektiven ausgeleuchtet. Sozialwissenschaftler, Psychiater und Psychologen kommen genauso zu Wort wie Betroffene und Angehörige.

VON DER GESELLSCHAFT ISOLIERT

Zwar hat die Psychiatrie in den letzten Jahrzehnten riesige Fortschritte gemacht, doch negative Vorstellungen und ablehnendes Verhalten finden sich noch in grossem Masse in der Bevölkerung. Diese «beeinflussen das individuelle Erleben beim Auftreten erster Anzeichen

für eine psychische Erkrankung», schreiben die Herausgeber in der Einführung. Das habe Konsequenzen für das folgende Hilfesuchverhalten, die Reaktion auf eine psychiatrische Diagnose und die Einstellung zur psychiatrischen Behandlung. Einer der vielen Blickwinkel des Buchs wird im Kapitel Praxiserfahrungen aufgezeigt: Dort berichten neben Betroffenen wie Helen Beitler auch Angehörige von ihren Problemen. Die Tochter eines schizophrenen Vaters beschreibt beispielsweise, wie sie unter der Tabuisierung der Erkrankung und der damit verbundenen sozialen Isolierung litt. Oder wie das Verantwortungsgefühl für den Vater ihr die Ablösung vom Elternhaus erschwerte und zu grossen Schuldgefühlen führte. «Das Wichtigste überhaupt ist es, die Kinder aus ihrer Isolation rauszuholen», ist die heute erwachsene Frau überzeugt.

NEGATIVE MEDIENBERICHTE

In einem anderen Kapitel finden sich Beiträge zum Bild der psychischen Krankheiten in der Bevölkerung. Studien aus England und Deutschland stellten fest, dass psychische Erkrankung in der Regel mit Schizophrenie gleichgesetzt wird. Depression gilt hingegen eher als vorübergehende Krise denn als psychisches Leiden. Gegenüber psychiatrischen Behandlungsinstitutionen und Psychopharmaka bestehe ausserdem grosse Skepsis, berichtet ein Psychiater-Team von der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf.

Das Bild von psychischer Krankheit in der Bevölkerung spiegelt sich auch in den Medien und wird durch diese beeinflusst. So werde Psychiatrie häufig thematisiert, aber selten inhaltlich vertieft betrachtet, schreibt die Zürcher Psychologin Katharina Pupato. «Oft wird im Zusammenhang mit Straftaten und dann fast ausschliesslich negativ und eher sensationshei-



schend berichtet.» Der dabei verwendete Begriff Schizophrenie wird häufig fern von seiner ursprünglichen Bedeutung als Fachbegriff verwendet – oft im übertragenen Sinne, um Bedrohliches, Gefährliches oder Widersprüchliches, Ausweglosigkeit und Verzweigung kundzutun. Schlecht kommen auch Psychopharmaka weg: Sie werden häufig problematisiert und negativ gewertet.

Im Aufsatz «Soziale Netzwerke und Lebensqualität» beschreibt Peter Rüesch von der Zürcher Hochschule für Heilpädagogik, wie sich der soziale Raum von psychisch Kranken fast ausschliesslich auf Angehörige und das psychiatrische Versorgungssystem beschränkt. Dies erhöhe das Rückfallrisiko, so Rüesch. Neben Interventionen, die den direkten Kontakt zwischen Menschen mit und ohne Erfahrungen mit psychischen Erkrankungen fördern, können auch die Betroffenen lernen, mit Stigmatisierung und Diskriminierung besser umzugehen. Dieses so genannte «Empowerment» beschreiben Christoph Lauber und Wulf Rössler von der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich in einem weiteren Kapitel.

HOCHGESTECKTES ZIEL

Das Spektrum der Beiträge im Buch ist gross und spannend zu lesen, auch für Nichtexperten. Wie die Herausgeber betonen, sind die Texte trotz ihrer Vielgestaltigkeit von einem gemeinsamen, hochgesteckten Ziel getragen: die Akzeptanz psychisch kranker Menschen als Mitmenschen und Bürger mit gleichen Rechten und Möglichkeiten einer zivilen Gesellschaft. Der Weg dorthin wird im Buch eindrücklich aufgezeigt.

Wolfgang Gaebel, Hans-Jürgen Möller, Wulf Rössler (Hrsg.): *Stigma – Diskriminierung – Bewältigung. Der Umgang mit sozialer Ausgrenzung psychisch Kranker.* Kohlhammer, 2005, 295 Seiten, 84.50 Franken



HYBRIDER MENSCH

Was ist der Mensch, was die *conditio humana*? Im Zeitalter der Life Sciences wird verstärkt versucht, Antworten auf diese Fragen mit Mitteln der Naturwissenschaften zu finden. Fokussiert wird auf das Stetige im stetig sich Wandelnden. Im Blick steht die Natur des Menschen – jenseits geschichtlicher Veränderungen. In seinem Band «Historische Anthropologie», der kürzlich in der Reihe «Zur Einführung» des Junius-Verlags erschienen ist, geht es Jakob Tanner nicht zuletzt darum, diese Perspektive kritisch zu durchleuchten.

Das Buch des Historikers der Universität Zürich kreist in einem geschichtlichen Überblick einerseits Positionen und Konzepte einer historischen Anthropologie ein – einer Disziplin notabene, die sich mit dem Wandel von Menschenbildern, der Geschichtlichkeit der menschlichen Natur und mit den sozialen Praktiken und symbolischen Formen beschäftigt, die unser Zusammenleben organisieren. Andererseits plädiert Tanner für einen zwischen Universalismus und Kulturrelativismus vermittelnden, interdisziplinären Forschungsansatz. «Die Vorstellung einer überhistorischen «menschlichen Natur», die auf «anthropologische Grundkonstanten» zurückgeführt werden kann, hat sich ebenso erschöpft wie ein Ansatz, der angesichts der Fülle der zu entdeckenden menschlichen Phänomene rein deskriptiv-additiv verfährt und «Kulturen» voneinander isoliert», schreibt Tanner.

In Abhebung dieser aus seiner Sicht unerhebigen Dichotomie spricht sich der Historiker für eine symmetrische Anthropologie aus, die den Menschen als hybrides Wesen, das im dialektischen Spannungsfeld von Natur und Kultur steht, auffasst. In einem gewissen Sinne hybrid ist letztlich auch Jakob Tanners Buch: Es ist gleichzeitig gelungene Einführung und kritisches Plädoyer für einen faszinierenden Forschungsbereich. *Roger Nickl*

Jakob Tanner: *Historische Anthropologie zur Einführung*. Junius-Verlag, 2005, 255 Seiten, 26.60 Franken

PHILOSOPHISCHER AUTODIDAKT

Wie kommt der Mensch zu Wissen, zu Erkenntnis? Welche Rolle spielt dabei die Philosophie und welche die Religion? Solche Fragen beschäftigten den in Granada und Marrakesch lebenden islamischen Arzt und Philosophen Abu Bakr Ibn Tufail (1110–1185), als er vor mehr als 800 Jahren den philosophischen Bildungsroman «Hayy ibn Yaqzan» schrieb.

Patric O. Schaerer, Islamwissenschaftler an der Universität Zürich, hat den Text neu übersetzt und herausgegeben. Der deutsche Titel «Der Philosoph als Autodidakt» bringt Ibn Tufails Ideen auf den Punkt: Sein Protagonist, Hayy ibn Yaqzan, erarbeitet sich seine Fähigkeiten und Kenntnisse ganz allein, durch Beobachten, Experimentieren, Analysieren, Nachdenken. Nach seiner Geburt in einem Kistchen im Meer ausgesetzt, an eine unbewohnte Insel gespült und von einer Gazelle aufgezogen, entwickelt er dennoch ein Bewusstsein seiner selbst. Hayy versucht zu ergründen, ob die Welt schon immer da gewesen oder ob sie irgendwann «aus dem Nichtsein ins Sein» getreten war – eine zu jener Zeit kontroverse philosophische Frage –, und gelangt schliesslich zur Erkenntnis Gottes. Quintessenz des Textes ist, dass sich Philosophie und Religion nicht widersprechen, dass die Philosophie aber die Wahrheiten direkt formuliert, während die Religion sich in Gleichnissen ausdrückt und so auch von einfachen Leuten verstanden werden kann.

In seiner ausführlichen, informativen Einleitung bettet Schaerer den Roman in den Kontext der damaligen Philosophie, der Naturwissenschaften und der islamischen Mystik, des Sufismus, ein. Die schöne, klare Sprache der Übersetzung trägt das ihre dazu bei, dem heutigen Leser die jahrhundertealte Gedankenwelt Ibn Tufails näher zu bringen. *Isabel Morf*

Abu Bakr Ibn Tufail: *Der Philosoph als Autodidakt. Hayy ibn Yaqzan. Ein philosophischer Inselroman*. Übersetzt, mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Patric O. Schaerer, Felix-Myener-Verlag, 2004, 152 Seiten, 32 Euro

SIEGESZUG DES TRIVIALEN

Disneyland: Das ist Freizeitvergnügen pur. Aber auch Synonym für Kitsch und Kommerz, für Massentourismus und Unterhaltungsindustrie, kurz: für das Schreckgespenst der Trivialkultur. Mit gehobener Kunst und Architektur hat das alles wenig zu tun, ist sich das Kultur-establishment einig. «Nicht Disneyland» über-titelt Stanislaus von Moos deshalb auch seine Aufsatzsammlung. Der Professor für moderne und zeitgenössische Kunst nimmt darin zwei gegenläufige Beobachtungen ins Visier: einerseits die vehemente Skepsis der «ästhetischen Eliten» gegenüber Disney, und andererseits den schleichenden Siegeszug der so bezeichneten Fest- und Eventkultur. Er zeigt anhand einleuchtender Beispiele, wie sehr Disney die kulturtheoretische Auseinandersetzung hierzulande bestimmt – etwa wenn er die Debatte um die Expo.02 rekapituliert – aber auch stillschweigend in den schweizerischen Alltag übergeht. Von Moos diskutiert dies am Beispiel Luzerns. Dessen Baugeschichte resümiert er als eine Chronik des «forschen Umbaus der Stadt zur Attraktion». So wie die grossen Metropolen heute an permanent betriebene Weltausstellungen erinnern, so sei die Altstadt Luzerns zur «permanenten Freizeit-Institution» geworden. Einer Tourismuslogik folge auch das 1998 fertig gestellte Kultur- und Kongresszentrum Luzern (KKL): Der Autor sieht darin einen Zeugen «schwungvollen Stadtmarketings» und «kosmopolitischer Fest- und Ausstellungsarchitektur». «Kreuzbestäubungen» nennt von Moos selber die Nahtstellen von Hochkultur und populärer Alltagskultur, an denen er in diesem Band mit grosser Virtuosität operiert. Eine Leseempfehlung für all jene, die sich im verwirrenden ästhetischen Crossover von Kunst und Kommerz etwas Klarsicht verschaffen wollen. *Sascha Renner*

Stanislaus von Moos: *Nicht Disneyland und andere Aufsätze über Modernität und Nostalgie*. Scheidegger & Spiess, 2004, 256 Seiten, 48 Franken

SCHLUSSPUNKT von Simona Ryser

JÜPPELIDÜ UND ZÖTTELI DRA

Ist es Ihnen im Urlaub auch schon passiert, dass sie Jamon verschlingend und Oliven pickend, ihre Nase plötzlich tief ins Rioja-Glas gesenkt haben, weil sie am Tisch in ihrem Rücken eindeutig Landsleute identifiziert haben? Wahrscheinlich haben ihre Tischnachbarn zurückhaltend, aber im steten Bemühen, die Fremdsprache richtig auszusprechen (selbst wenn sie diese gar nicht beherrschen), die Bestellung aufgegeben. Genauso wie Sie das vor ein paar Augenblicken selber getan haben. Schweizerinnen und Schweizer im Ausland fallen nicht auf. Sie assimilieren sich perfekt.

So macht man sich im Urlaub auf die Suche nach dem Spanier in sich. Ich jedenfalls versuche möglichst lange meine schweizerische Identität zu vertuschen. Ich sage nur so wenige Worte, dass ich den Akzent noch imitieren kann und man nicht merkt, dass ich kein Italienisch kann. In Spanien funkle ich mit den Augen, werfe mein dunkles Haar über die Schultern und mutiere zur Torreira – wenn auch nur im Hotelzimmer. Um ehrlich zu sein, natürlich gelingt die Assimilation nicht. Ich bin keine Spanierin. Bis diese Wahrheit auf dem Tisch ist, versuche ich, mit einem schweigenden Lächeln zu überbrücken. Das genau verrät mich aber, weil keine Spanierin so lange schweigen würde.

Nicht immer kommen wir mit dieser defensiven Haltung durch. Manchmal kommt es vor, dass die Gastgeber nach einem üppigen Mahl noch etwas mehr von uns erfahren wollen. Dann erzählen wir, dass wir auch gerne ein Meer hätten, dass wir ab und zu Käse schmelzen und dass die kleinen braunen Bonbons gegen das Kratzen im Hals bei uns erfunden worden seien. Worauf wir uns mit einem freundlich lächelnden Nicken aufmachen zum Aufstieg auf den nächsten Berg, auch wenn dieser nur ein

Hügel ist. (Schweizerinnen und Schweizer im Urlaub erkennt man meistens am guten Schuhwerk). So sind wir nochmals davon gekommen und können einsam und verschwitzt die Aussicht in die umliegende Weite geniessen und je nachdem erfahren, wo sich die ortsansässige Industrie ausgebreitet hat. In dieser beschaulichen Situation lassen wir uns dann Beobachtungen über die Fremde durch den Kopf gehen und erkennen, dass es doch überall ein bisschen anders ist.

Natürlich kann es auch sein, dass es uns nicht gelingt, die Flucht zu ergreifen, bevor weitere Fragen an unserem Innersten kratzen – denn wir sind höfliche Menschen und wollen den anderen nicht das Wort abschneiden. Die Käse-, Kräuter- und Bergsituation konnten wir in der ersten Runde elegant klären. Doch was kommt jetzt? Fragen über Politik und Wirtschaft würde man ja noch wegstecken können. (Eine Liste mit den Namen der sechs Bundesräte und der einen Bundesrätin könnte man sich zur Not auch in die Taschenapotheke stecken). Würde unser Gastgeber aber insistieren und gar einen Volksliedvortrag verlangen, würde unser freundliches Lächeln mit ziemlicher Sicherheit erstarren. Volkslied? Gibt es das? In unseren Köpfen hat sich die Stimme des neuen Musicstars eingepreßt – und die Phantasie hat sich schon lange davongemacht. Doch nur die Ruhe. Lässt man nach dem Rioja die Urlaubswohligkeit sich lange genug ausbreiten, dämert es allmählich: «Jüppelidü?» «Zöttelidra?» Oder doch lieber «Diritumdai?» Jetzt mag das Lächeln des heissblütigen Gastgebers für einen Moment einfrieren. Wir aber – vom lüpfigen Gesang beschwingt – erstrahlen.

Simona Ryser ist Autorin und freie Journalistin.



Regeneriert irritiertes Zahnfleisch.



meridol® Zahnpasta und Mundspülung aus der meridol® Forschung bewirken schon nach dreiwöchiger Anwendung eine deutlich spürbare Regeneration von irritiertem Zahnfleisch. Die neue meridol® Zahnbürste unterstützt diese Wirkung optimal. Die einzigartigen, speziell weichen und feinen Borsten sind Balsam für Ihr Zahnfleisch. Das meridol® System enthält die einzigartige Wirkstoffkombination Aminfluorid/Zinnfluorid mit Langzeitwirkung. Sie ist klinisch erfolgreich getestet und hat ganz besondere Eigenschaften: Sie inaktiviert die beim Zähneputzen zurückbleibenden Reste von bakterieller Plaque (Zahnbelag), die sich am Zahnfleischsaum einnistet – die Hauptursache von Zahnfleischproblemen. Und zwar auch noch lange nach dem Zähneputzen. Denn dank des ausgezeichneten Haftvermögens der Wirkstoffkombination in der Mund-

höhle wird ein einzigartiger Depoteffekt mit einer sukzessiven Wirkstoffabgabe und somit eine Langzeitwirkung auf die Plaque erzielt. (Dies ist von Bedeutung, weil auch durch noch so gründliches Zähneputzen eine völlige Plaquefreiheit kaum zu erreichen ist. Eine vollständige Entfernung der Plaque ist in der Regel nur durch eine professionelle Zahnreinigung möglich.) Durch diesen Depot- bzw. Langzeiteffekt wird auch die Neubildung der Plaque nachhaltig gehemmt. Zusätzlich enthält meridol® eine Wirkstoffkomponente, die eine wohltuende Wirkung auf das Zahnfleisch ausübt. Indem meridol® so zugleich regeneriert und schützt, hält es Zahnfleisch und Zähne gesund.

meridol® 
Balsam für Ihr Zahnfleisch.

Will the business change you?

*or will you change
the business?*



For more information visit our
website at www.deloitte.ch

Deloitte.

Audit • Tax • Consulting • Financial Advisory •